Geibel und der Beginn der nationalpoliti... Dichtung

Emanuel Geibel, Rode



Geibel und der Beginn der national-politischen Dichtung.

Eine Sammlung politischer Gedichte für den Schulgebrauch.

Herausgegeben von

Rode,

Seminar-Oberlehrer und Leiter des Lehrerseminars zu Lissa i. P.



Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung
1906.

Preis: 1 M. 10 Pf.



Geibel und der Beginn der national-politischen Dichtung.

Eine Sammlung politischer Gedichte für den Schulgebrauch.

Herausgegeben von

Rode,
Seminar-Oberlehrer und Leiter des Lehrerseminars zu Lissa i. P.



Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung
1906.

Vorwort.

Die vorliegende Sammlung soll als solche eine Lücke ausfüllen zwischen der Dichtung der Freiheitskriege und der vaterländischen Poesie unserer Zeit, die mit der sogenannten „Kriegslyrik“ der Jahre 1870/71 ihren Anfang nimmt und auf ihr sich gründet. Die Gedichte jener beiden Perioden sind in vielen und sehr verschiedenartigen Bänden gesammelt und auch in billigen Ausgaben für den Schulgebrauch zusammengestellt worden.

Daß unter den von mir verwerteten Gedichten aus dem Zeitraum 1840—71 ganz besonders Geibelsche Lyrik vertreten ist, läßt hoffentlich die Auswahl nicht einseitig erscheinen. Geibel wird in den „methodischen Anweisungen zur Ausführung der Lehrpläne für die Lehrerseminare und Präparanden-Anstalten“ neben Rückert unter den neueren Dichtern besonders hervorgehoben. Seine Dichtung erscheint geeignet, „im Zusammenhang mit der politischen Geschichte und der allgemeinen Kultur der Zeit zum Verständnis gebracht zu werden“, wie es die methodischen Anweisungen für den Literaturunterricht vorschreiben. Ich beabsichtigte darum zunächst nur Geibelsche Lyrik in einer besonderen Schulausgabe für Lehrerseminare zu behandeln. Dagegen erhob aber die Cottasche Buchhandlung in Stuttgart mit Berufung auf ihr Verlagsrecht Einspruch. Geibels gesammelte Werke werden erst im Jahre 1914 frei.

So greife ich vorläufig nur die politischen Gedichte Geibels heraus und verbinde sie mit der vorliegenden Sammlung. Die Darstellung der Persönlichkeit und des Lebensgangs Geibels, die den Schluß des Buches bildet, ermöglicht dem Schüler eine selbständige Durcharbeitung Geibelscher Dichtungen und kann den Ausgangspunkt bilden für die durch die Bestimmungen vom 1. Juli 1901 geforderten freien Vorträge über Gelesenes, wenn ihm für diesen Zweck Geibels Gesammelte Werke aus der Lehrerbibliothek zur Verfügung gestellt werden.

Ferner läßt sich an der Hand dieser Sammlung die vaterländische Dichtung von Walter von der Vogelweide an zum Abschluß bringen. Zugleich kann man auch, wo es angezeigt erscheint, die Bedeutung Geibels im Verhältnis zu den früheren Dichtern herausarbeiten, wenn die bekannten Gedichte Geibels wiederholt und einige neue, nicht in die Sammlung aufgenommene, in drei bis vier Stunden vom Lehrer zum Vortrag gebracht und mit der behandelten Spruchdichtung verglichen werden.

Wenn dadurch bei diesem oder jenem Schüler ein besonderes Interesse geweckt würde für diesen Dichter einer begeisterungsfähigen Jugend, der sich gelegentlich bitter darüber beklagte, daß seine Gedichte mehr von Backfischen gelesen würden, als von deutschen Jünglingen, denen er besonders dienen wollte, dann wird dies Buch auch zur „Belebung des vaterländischen Sinnes“ beitragen.

Der Literaturnachweis am Ende des Buches wird manchem willkommen sein, der sich mit diesem Stoff zur Vorbereitung auf die zweite Lehrerprüfung eingehend beschäftigen will.

Lissa i. P. Juli 1906.

Rode.

Inhaltsverzeichnis.

A. Einleitung.

I. Entstehung der nationalpolitischen Poesie.

Die Berechtigung einer politischen Poesie ist lange Zeit von den Ästhetikern nicht anerkannt worden. Man berief sich auf keinen Geringeren als Goethe:

„Ein garstig Lied! Pfui! ein politisches Lied."
Goethes Faust I.

„Ein politisch Lied, ein garstig Lied!
So dachten die Dichter mit Goethen
Und glaubten, sie hätten genug getan,
Wenn sie könnten girren und flöten
Von Nachtigallen, von Lieb und Wein,
Von blauen Bergesfernen,
Von Rosenduft und Lilienschein
Von Sonne, Mond und Sternen."
Hoffmann von Fallersleben, „Ein Lied aus meiner Zeit".

Mit der politischen Entwicklung Deutschlands wuchs aber auch das Verständnis für politische Dichtung. Erst mußte sich das Volk für Politik interessieren, das Bürgertum den Wunsch nach verfassungsmäßigen Staatseinrichtungen und nach einer gesetzlich geordneten Beteiligung am öffentlichen Leben äußern, ehe der lyrische Dichter dem Volksempfinden entsprechend solche Gedanken zum Ausdruck bringen konnte.

Die Ideen deutscher Vaterlands- und Freiheitsliebe, wie sie uns im deutschen Volkslied, bei Walter von der Vogelweide, Hutten, Logau und dann nach einer langen Periode des Niedergangs erst wieder bei Klopstock, Ewald von Kleist, Gleim und später bei den Freiheitsdichtern entgegentreten, fanden im 19. Jahrhundert, im Zeitalter der nationalen und sozialen Kämpfe, naturgemäß ihre zeitgeschichtlich bedingte, nationalpolitische Ausprägung. Daß wir diese bei unsern Dichterheroen, Schiller und Goethe, noch nicht finden, liegt einfach in den Zeitverhältnissen.

Das alte Deutsche Reich war schon längst vor seiner definitiven Auflösung im Jahre 1806 kein Einheitsband mehr; die kleinen Fürstenhöfe, wie auch der Weimarer, hatten kein Interesse an der Stärkung kaiserlicher

Macht und deutschen Ansehens. Die Einheit, die Bildung eines Nationalstaates mußte sich auf einer neuen Grundlage aufbauen, die verschiedensten Faktoren mußten zusammenwirken, um das Werk unter Mitwirkung des ganzen Volkes zur Vollendung zu bringen.

Die erste Vorbedingung für die Entwicklung eines deutschen Gemeinwesens war die Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache unter allmählicher Ausscheidung der fremdsprachlichen und mundartlichen Bestandteile, und die zweite die Beseitigung aller trennenden Schranken im Handel und Verkehr. Deutsche Dichtung, deutsche Wissenschaft und Technik in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schufen ein neues Leben auf nationaler Grundlage. Die Besten im Volke arbeiteten daran, daß mit dem geistigen Aufschwung in jener Zeit auch eine Besserung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände angebahnt wurde. Die Ideen der deutschen Burschenschaft wurden in die weitesten Kreise des Volkes getragen und fanden hier zum Teil einen begeisterten Widerhall. Die Hoffnung auf Verwirklichung der Ideale der Freiheitskämpfer, auf ein geeintes deutsches Reich unter einem deutschen Kaiser, auf ein geordnetes Zusammenwirken von Regierung und Bürgern zur Förderung des so gefestigten Staatslebens erfüllte nicht bloß die Jugend, sondern war gewissermaßen schon Gemeingut des Volkes, ein Einheitsband, das Alte und Junge, Gebildete und weniger Gebildete, Vornehme und Geringe miteinander verband.

Dazu kam das Beispiel der anderen Nationen. England und Frankreich hatten ihre nationale Einheit bereits erreicht, kämpften aber für soziale und liberale Forderungen; Italien strebte ebenso wie Deutschland nach einer staatlichen Einigung. Die politische Dichtung dieser Länder fand auch im deutschen Volke Anklang. Leider nahmen sich die deutschen Dichter zunächst nicht nur ausländische Dichter, sondern auch Helden und Heldentaten fremder Völker zum alleinigen Vorbild. Beschämend, wenn auch durchaus bezeichnend für den Deutschen, war es, daß man sich für die Nationalhelden des Auslandes mehr begeisterte, als für deutsche Größe und germanisches Heldentum. Napoleon konnte von französischen Dichtern nicht mehr gefeiert werden, als dies von deutscher Seite geschah. Die Freiheitskämpfe der Griechen, der Polen, ja auch der Tscherkessen und Tschechen wurden in Deutschland verherrlicht, während das eigene Land und Volk von zeitgenössischen Dichtern verspottet und lächerlich gemacht wurde. Diese Schwäche des deutschen Nationalcharakters, für das Ausland oft gegen die eigenen Stammesgenossen Partei zu ergreifen und dadurch die Interessen des eigenen Vaterlandes zu schädigen, zeigte sich auch in der politischen Dichtung des „jungen Deutschland“ vom Jahre 1815—40, das ein Zeitgenosse zutreffend das „junge Frankreich“ genannt hat. —

Erst das Jahr 1840 brachte einen Umschwung in der Entwicklung der politischen zu einer wirklich nationalen Dichtung.

Verschiedene bedeutungsvolle Zeitereignisse wirkten zusammen, um dem Zeitgeist und damit auch dem poetischen Schaffen einen national bestimmten Inhalt zu geben.

Die Säkularfeier zur Erinnerung an die Erfindung der Buchdruckerkunst brachte es dem deutschen Volke zum Bewußtsein, welche Rolle es einst als Kulturnation gespielt hatte, und welche Aufgaben seiner noch harrten.

Der preußische König, dessen Regierungsantritt im Jahre 1840 unwillkürlich an die Jahre 1640 und 1740, an den großen Kurfürsten und an den großen König erinnerte, schien dazu berufen und befähigt zu sein, solche Aufgaben zu erfüllen und die deutsche Frage zu lösen. Und wirklich verstand auch zunächst dieser reichbegabte König das Sehnen seiner Zeit. Er verfolgte nicht weiter die reaktionäre Politik seines Vaters und suchte geschehenes Unrecht wieder gut zu machen. Arndt wurde wieder in sein Amt eingesetzt, Jahn erhielt seine Freiheit, die in Göttingen im Jahre 1837 gemaßregelten Professoren, wie z. B. die Gebrüder Grimm und der Geschichtsschreiber Dahlmann wurden nach Berlin und Bonn berufen, die politischen Verbrecher erhielten eine allgemeine Amnestie. Schon sah man in ihm den Bauherrn des geeinten deutschen Vaterlandes. Welche Begeisterung weckten seine Worte bei der Huldigung in Berlin: „Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und Ruhe Deutschlands!"

Dazu kam schließlich das Erwachen des deutschen Nationalgeistes unter dem Eindruck der französischen Kriegsdrohungen. Was 30 Jahre später der deutsche Nationalkrieg erreichte, die Einigung der deutschen Stämme, das wurde bereits im Jahre 1840 angebahnt, als von französischer Seite unter dem kriegerischen Ministerium Thiers der „Ruf an den Rhein" erscholl und dem deutschen Volke zeigte, in welch bedrohlicher Lage es sich bei seiner politischen Ohnmacht und Zerrissenheit befand.

Damit beginnt ein Zeitraum, in dem sich die Gedanken der Zeit, des Volkes Fühlen, Sehnen und Hoffen so getreu in der zeitgenössischen Dichtung widerspiegelt, die Blütezeit der politischen Dichtung, im wesentlichen das fünfte Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts.

Hier liegen bereits die Keime zu der Entwicklung zur deutschen Einheit, zu Deutschlands Größe unter Preußens Führung. Hier treten uns im schönen Gewand der Dichtung die Gedanken entgegen, deren Verwirklichung uns dann der geschichtliche Verlauf zeigt, nicht bloß als ein Werk einzelner Männer, sondern als ein Bau, an dem das

Volk als solches mitgearbeitet hat wie an der Erhebung Preußens im Jahre 1813.

Neben die nationalpolitische tritt aber bald auch die revolutionäre Dichtung. Sie zeigt uns die tiefe Mißstimmung im Volke über die Maßnahmen der Regierung, die das nicht erfüllten, was man beim Regierungsantritt des Königs erwartet hatte. Im Zusammenhang mit der nationalpolitischen Lyrik ist sie geeignet, ein Bild jener Zeit und Zeitströmungen zu zeichnen und dem Geschichtsunterricht als Quelle und Illustration zu dienen.

II. Die Behandlung der politischen Dichtung im Unterricht.

Gegen die Verwertung der politischen Dichtung in dem Schulunterricht werden hier und da Bedenken erhoben werden. Man wird sie zum Teil poetisch nicht für so wertvoll halten und wird ihr nicht ohne weiteres eine gesonderte Stellung im deutschen Unterrichte einräumen. Etwas anderes ist es, wenn sie als Ergänzung des Geschichtsunterrichts auftritt und der Privatlektüre Schüler höherer Klassen dienen will. Der Geschichtsunterricht, der die interessante, aber schwierige politische und kulturelle Entwicklung von 1815 bis zur Jetztzeit zum Verständnis der Schüler bringen will und von dem Bestreben geleitet ist, ihr Urteil zu schärfen und sie für ihre Stellung im öffentlichen Leben, für ihre Pflichten gegen den Staat einigermaßen vorzubereiten, wird, wie uns die Erfahrung lehrt, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Gerade für die neueste Geschichte ist es notwendig, alle Erscheinungen, Ereignisse, Fortschritte und Hemmnisse im geschichtlichen Verlauf in ihrem kausalen Zusammenhang darzustellen, Zeitgeist und Zeitströmungen eingehend zu würdigen.

Eine geeignete Hilfsquelle für eine derartige Geschichtsbetrachtung bieten immer die Lebensbeschreibungen bedeutender Männer und die zeitgenössische Dichtung. Aus der Volksseele entsprungen, das Fühlen der Zeit zum Ausdruck bringend, hat sie rückwirkend allezeit einen großen Einfluß auf die Masse des Volkes gehabt. Wir brauchen nur an Luthers Kirchenlieder zu denken. Sie haben erst die Gedanken der Reformation populär gemacht. Darum muß meiner Meinung nach der Literatur- und Geschichtsunterricht sich noch mehr gegenseitig ergänzen. Das wird vielfach schon dadurch angestrebt, daß der Deutsch- und Geschichtsunterricht in einer Hand liegt. Das erleichtert es wiederum, dieselben Zeitperioden in beiden Fächern zu gleicher Zeit und im Zusammenhang zu behandeln. Einfacher ist dies in der Volksschule. Hier wird eine Geschichtsstunde häufig mit dem Vortrag eines historischen Gedichts begonnen oder geschlossen, der Geschichtsstoff wird überall mit

dem Lesestoff in Beziehung gebracht, Lesestücke historischen Inhalts werden immer aus dem geschichtlichen Zusammenhang heraus erklärt. Sammlungen historischer Gedichte, wie z. B. die von Polack herausgegebene, bieten hier eine solche Ergänzung des Geschichtsunterrichts.

Dieselbe Aufgabe soll meine Auswahl für höhere Schulen erfüllen, wenn auch nur für einen begrenzten Zeitraum.

III. Übersicht und Anordnung der Gedichte.

Die Auswahl beschränkt sich mit Ausnahme der Geibelschen Lyrik auf die Blütezeit der politischen Dichtung von 1840—50.

An die Spitze der Sammlung stelle ich die Rheinlieder und Gedichte nationaler Begeisterung, die durch die oben gekennzeichneten Vorgänge im Jahre 1840 veranlaßt wurden.

Darauf baut sich die „Lyrik der Postulate" mit positiven politischen Forderungen, die man nur zum geringen Teil als „gereimte politische Leitartikel" bezeichnen kann.

Die getäuschten Hoffnungen und Erwartungen bedingten das Hervortreten revolutionärer Tendenzpoesie und die verzweifelte Stimmung, die vor und nach der Tagung des ersten deutschen Parlaments zum Ausdruck kommt.

An der Hand der Geibelschen Lyrik lassen sich noch einmal die Vorgänge des öffentlichen Lebens von 1840—50, „von einer höheren Warte als der der Partei betrachtet", verfolgen.

Geibels „Zeitgedichte" und „Heroldsrufe" füllen auch am besten die Lücke zwischen der Revolutionszeit und dem deutsch-französischen Kriege von 1850—71 aus.

B. Sammlung politischer Gedichte.

I. Gedichte von verschiedenen Verfassern aus dem Zeitraum von 1840—50.

1. Der deutsche Rhein.

Von Nic. Becker. 1840.

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrei'n.

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn!

Sie sollen ihn nicht haben,
  Den freien deutschen Rhein,
So lang dort kühne Knaben
  Um schlanke Dirnen frei'n;

So lang die Flossen hebet
  Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet
  In seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben,
  Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
  Des letzten Manns Gebein."

2. Le Rhin Allemand.

Von Alfred de Musset. 1841.

Nous l'avons eu votre Rhin allemand,
  Il a tenu dans notre verre,
Un couplet qu'on s'en va chantant
  Efface-t-il la trace altière
Du pied de nos chevaux marqué dans votre sang?

Nous l'avons eu votre Rhin allemand!
  Son sein porte une plaie ouverte
Du jour où Condé triomphant
  A dechiré sa robe verte.
Où le père a passé, passera bien l'enfant.

Nous l'avons eu votre Rhin allemand!
  Que faisaient vos vertus germaines
Quand notre César tout-puissant
  De son ombre couvrait vos plaines?
Où donc est il tombé, ce dernier ossement?

Nous l'avons eu votre Rhin allemand!
  Si vous oubliez votre histoire,
Vos jeunes filles, surement,
  Ont mieux gardé notre memoire,
Elles nous ont versé votre petit vin blanc.

S'il est à vous, votre Rhin allemand,
  Lavez-y donc votre livrée,
Mais parlez-en moins fièrement,
  Combien au jour de la curée
Etiez vous de corbeaux contre l'aigle expirant?

Qu'il coule en paix, votre Rhin allemand,
  Que vos cathédrales gothiques
S'y reflètent modestement,
  Mais craignez que vos airs bachiques
Ne reveillent les morts de leur repos sanglant.

3. La Marseillaise de la paix.

Von A. de Lamartine. 1841.

Roule libre et superbe centre tes larges rives,
Rhin, Nil de l'Occident, coupe de nations!
Et de peuples assis qui boivent tes eaux vives
Emporte les défis et les ambitions!

Il ne tachera plus les cristal de ton onde
Le sang rouge du Franc, le sang bleu du Germain;
Ils ne couleront plus sous le caisson qui gronde,
Ces ponts qu'un peuple à l'autre étend comme une main!
Les bombes et l'obus, arc-en-ciel des batailles,
Ne viendront plus s'éteindre en sifflant sur tes bords;
L'enfant ne verra plus, du haut de tes murailles,
Flotter ces poitrails blonds qui perdent leurs entrailles,
  Ni sortir des flots ces bras morts!

Roule libre et limpide, en répétant l'image
De tes vieux forts verdis sous leurs lierres épais,
Qui froncent tes rochers, comme un dernier nuage,
Fronce encor les sourcils sur un visage en paix.

Ces navires vivants, dont la vapeur est l'âme,
Deploieront sur ton cours la crinière du feu;
L'écume à coups pressés jaillira sous la rame,
La fumée en courant lèchera ton ciel bleu;
Le chant des passagers que ton doux roulis berce
Des sept langues d'Europe étourdira tes flots,
Les uns tendant leurs mains avides de commerce,
Les autres allant voir, aux monts où Dieu te verse,
  Dans quel nid le fleuve et éclos.

Roule libre et béni! Ce Dieu qui fond la voûte
Où la main d'un enfant pourrait te contenir
Ne grossit pas ainsi ta merveilleuse goutte
Pour diviser ses fils, mais pour les réunir!

Pourquoi nous disputer la montagne ou la plaine?
Notre tente est légère, un vent va l'enlever;
La table où nous rompons le pain est encor pleine,
Que la mort par nos noms nous dit de nous lever?
Quand le sillon finit, le soc le multiplie;
Aucun oeil du soleil ne tarit les rayons,
Sous le flot des épis la terre inculte plie,
Le linceul, pour couvrir la race ensevelie,
Manque-t-il donc aux nations?

Roule libre et splendide à travers nos ruines,
Fleuve d'Arminius, du Gaulois, du Germain!
Charlemagne et César, campés sur tes collines,
T'ont bu sans t'épuiser dans le creux de leur main!

Et pourquoi nous haïr et mettre entre les races
Ces bornes ou ces eaux qu'abhorre l'oeil de Dieu?
Des frontières au ciel voyons nous quelques traces?
Sa voute a-t-elle un mur, une borne, un milieu?
Nations! mot pompeux pour dire: Barbarie!
L'amour s'arrête-t-il où s'arrêtent vos pas?
Déchirez ces drapeaux, une autre voix vous crie:
„L'égoisme et la haine ont seuls une patrie:
La fraternité n'en a pas!“

Roule libre et royal entre nous tous, ô fleuve!
Et ne t'informe pas, dans ton cours fécondant,
Si ceux que ton flot porte, ou que ton urne abreuve
Regardent sur tes bords l'aurore ou l'occident!

Ce ne sont plus des mers, des dégrés, des rivières,
Qui bornent l'héritage entre l'humanité:
Les bornes des esprits sont leurs seules frontières,
Le monde en s'éclairant s'élève à l'unité.
Ma patrie est partout où rayonne la France,
Où son génie éclate aux regards éblouis!
Chacun est du climat de son intelligence,
Je suis concitoyen de tout âme qui pense:
„La vérité, c'est mon pays!“

Roule libre et paisible entre ces fortes races,
Dont ton flot frémissant trempe l'âme et l'acier,
Et que leur vieux courroux, dans le lit que tu traces
Fonde au soleil du siècle avec l'eau du glacier!

Vivent les nobles fils de la grave Allemagne!
Le sang-froid de leurs fronts couvre un foyer ardent;
Chevaliers tombés rois des mains de Charlemagne
Leur chefs sont les Nestors des conseils d'Occident,
Leur langue a les grands plis du manteau d'une reine,
La pensée y descend dans un vague profond;
Leur coeur sûr est semblable au puits de la Sirène,
Où tout ce que l'on jette, amour, bienfait ou haine,
Ne remonte jamais du fond.

Roule libre et fidèle entre tes nobles arches,
O fleuve féodal, calme, mais indompté!
Verdis le sceptre aimé de tes rois patriarches:
Le joug que l'on choisit est encor liberté:

Et vivent ces essaims de la ruche de France,
Avant-garde de Dieu, qui devancent ses pas!
Comme des voyageurs qui vivent d'espérance,
Ils vont semant la terre, et ne moissonnent pas . . .
Le sol qu'ils ont touché germe fécond et libre;
Ils sauvent sans salaire, ils blessent sans remord,
Fiers enfants, de leur coeur l'impatiente fibre
Est la corde de l'arc où toujours leur main vibre
Pour lancer l'idée ou la mort!

Roule libre, et bénis ces deux sangs dans ta course;
Souviens-toi pour eux tous de la main d'où tu sors,
L'aigle et le fier taureau boivent l'onde à la source,
Que l'homme approche l'homme, et qu'il boive aux deux bords!

Amis, voyez là-bas! La terre est grande et plane!
L'Orient délaissé s'y déroule au soleil!
L'espace y lasse en vain la lente caravane:
La solitude y dort son immense sommeil!
Là, des peuples taris ont laissé leur lits vides,
Là, d'empires poudreux les sillons sont couverts,
Là, comme un stylet d'or, l'ombre des Pyramides
Mesure l'heure morte à des sables livides —
Sur le cadran nu des déserts.

Roule libre à ces mers où va mourir l'Euphrate,
Des artères du globe enlace le réseau,
Rends l'herbe et la toison à cette glèbe ingrate;
Que l'homme soit un peuple, et les fleuves une eau!

Débordement armé des nations trop pleines,
Au souffle de l'Aurore envolés les premiers,
Jetons les blonds essaims des familles humaines
Autour des noeuds du cèdre et du tronc des palmiers!
Allons comme Joseph, comme ses onze frères,
Vers les limons du Nil que labourait Apis,
Trouvant de leurs sillons les moissons trop légères,
S'en allèrent jadis aux terres étrangères,
Et revinrent courbés d'épis!

Roule libre, et descends des Alpes étoilées
L'arbre pyramidal pour nous tailler nos mâts,
Et le chanvre et le lin de tes grasses vallées,
Tes sapins sont les ponts qui joignent les climats.

Allons-y mais sans perdre un frère dans la marche,
Sans vendre à l'oppresseur un peuple gémissant,
Sans montrer au retour aux yeux du patriarche,
Au lieu d'un fils qu'il aime, une robe de sang!
Rapportons-en le blé, l'or, la laine et la soie,
Avec la liberté, fruit qui germe en tout lieu;
Et tissons de repos, d'alliance et de joie,
L'étendard sympathique où le monde deploie
L'unité, ce blason de Dieu!

Roule libre, et grossis tes ondes printanières
Pour écumer d'ivresse autour de tes roseaux,
Et que les sept couleurs qui teignent nos bannières,
Arc-en-ciel de la paix, serpentent dans tes eaux.

4. Die Friedens-Marseillaise.

Von Ferdinand Freiligrath.

O rolle stolz und frei, zieh' deines Wegs gelassen,
Du Nil des Okzidents, Nationenbrecher Rhein,
Und schwemme mit dir fort den Ehrgeiz und das Hassen
Der Völker, die geschart sich deiner Woge freu'n!

Nie von dem roten Blut des Franken sei dein Rücken,
Nie von dem blauen auch des Deutschen mehr befleckt!
Nie biege mehr Geschütz die Joche deiner Brücken,
Die, Händen gleich, ein Volk aus nach dem andern streckt!

Nie senke zischend mehr der Schlachten Regenbogen
Die glüh'nde Bombe sich auf deine Rebenhöh'n!
Nie mög' ein zitternd Kind im Schaume deiner Wogen
Blutrünst'ge Rosse mehr, von blutger Mähn' umflogen,
Mit deinen Wirbeln ringen sehn!

O rolle klar und frei und spiegle deinem Volke
Die Burgen, die dein Weh'n mit Efeu grün umflicht;
Sie dräu'n auf ihrem Fels, wie eine letzte Wolke
Mit ihrem Zorn bedräut ein ruhig Angesicht.

Das Fahrzeug, das der Dampf durchpulst wie eine Seele,
Anatmen soll es dich mit seinem Feuerhauch;
Es soll dir Grüße sprühn, und aus entbrannter Kehle
Zu deiner Berge Stirn aufzüngeln soll sein Rauch;
Es trägt lebend'ge Fracht, ein Lied von hundert Lippen
Schallt nieder vom Verdeck, die Pilger stehn geschart;
Stromaufwärts treibt es sie nach deines Ursprungs Klippen;
Es sehnt ihr Auge sich, zu schau'n die Felsenrippen,
Wo du entströmst zu freud'ger Fahrt!

Roll' hin, frei und beglückt! Der Gott, der deine Wellen
Hoch im Gebirge schlug aus Gletscher und Gestein,
Ließ deine Tropfen nicht zum mächt'gen Strome schwellen,
Daß er entzweie — nein, daß er verbinde, Rhein!

Warum uns streiten denn um Hügel und um Flächen?
Leicht ja ist unser Zelt, ein Windstoß reißt es fort;
Gefüllt noch ist der Tisch, an dem das Brot wir brechen,
Abrufen uns vom Mahl kann nur des Todes Wort.
Noch sieht die Furche man die Pflugschar gern belohnen;
Vom Anschau'n wird das Glühn der Sonne nicht geschwächt;
Noch steht die Flur geschmückt mit Laub und Ährenkronen;
Fehlt denn das Leichentuch der Erde Nationen
Für das begrabene Geschlecht?

Roll' hin frei und in Pracht, umgraut von deinen Trümmern,
Du Strom, an dem Armin entblößten Schwertes stand!
Du Strom, den Cäsar trank, umringt von seinen Schwimmern,
Und den nicht ausgeschöpft des großen Karol Hand!

Und warum hassen uns? Warum ein Band gezogen,
Das Gott ein Greuel ist, weil es die Stämme trennt?
O hebt den Blick empor! Schaut auf zum Himmelsbogen,
Ob eine Grenze wohl sein blau Gewölbe trennt?!

Nationen! (Stolzes Wort für eine schlechte Sache!)
Ist euch die Liebe nur im eignen Hause Pflicht?
Zerreißt die Fahnen doch! Was soll am Strom die Wache?
Wer hat ein Vaterland? Die Selbstsucht nur, die Rache!
Die Bruderliebe wahrlich nicht!

Roll' hin — frei, königlich! Ein Stromfürst reich an Gnade!
Und wenn du segnend ziehst durch deine Rebengau'n,
O Rhein, so frage nicht die Wandrer am Gestade,
Ob sie nach Morgen spähn, ob sie nach Abend schau'n!

Nicht wird nach Graden mehr bestimmt der Menschheit Erbe!
Kein Fluß mehr grenzt es ab, kein Meer, kein Himmelsstrich!
Kein Markstein, als der Geist! — Wie man die Karten färbe,
Im Drang nach Licht erhebt die Welt zur Einheit sich!
Ich fühle mich zu Haus, wo Frankreichs Strahlen brennen,
Wo seiner Sprache Schall mir tönt als Heimatspfand!
Das beste Bürgerrecht, der Geist und das Erkennen!
Wer denkt — weß Volkes auch! — ich will ihn Landsmann nennen!
Die Wahrheit ist mein Vaterland!

Roll' hin — roll' hin — frei durch ein Land der Frei'n und Starken!
Du tränktest ihren Geist, du tränktest ihren Stahl!
O mög' ihr alter Zorn in deines Bettes Marken
Wie Gletschereis vergehn an des Jahrhunderts Strahl!

Den edlen Söhnen Heil Deutschlands, des ernsten, treuen!
Kalt zwar ist ihre Stirn, doch in den Schädeln brennt's!
Den Rittern, die um Karl als Könige sich reihen!
Nestoren sind sie gleich im Rat des Okzidents!
Gedankentief ihr Wort! Von Kraft erfüllt und Schöne
Rauscht es in falt'ger Pracht wie einer Fürstin Kleid,
Ihr festes Herz ist gleich dem Brunnen der Sirene:
Was man hinein auch wirft — Haß, Liebe, Kuß und Träne,
Er hält es fest auf alle Zeiten!

O rolle frei und treu um Bogen und um Strebe,
Still wie ein harmlos Kind, und ungebändigt doch!
Laß grünen am Gestad der Fürsten Herrscherstäbe —
Ein Joch, das man gewählt, ist immer Freiheit noch!

Und auch den Schwärmen Heil aus Frankreichs Bienenstocke!
Es sandte sie der Herr als seine Boten aus!
Die Hoffnung weht als Kranz um ihres Hauptes Locke;
Sie sä'n, doch nimmer ziehn als Ernter sie nach Haus.

Der Boden, den sie bau'n — frei darf er Früchte spenden!
Rasch wallt ihr feurig Blut, und ihre Stirne loht!
Ein Bogen ist ihr Herz, von dem mit kräft'gen Händen
Die Pfeile der Idee aus in die Welt sie senden;
  Und wenn nicht die Idee: den Tod!

Roll' hin — laß beide sich erfreuen deiner Wellen!
Erinn're dich für sie der Hand, die dich gesandt!
Den Bergstier und den Aar letzt segnend deine Quelle —
O mag die Völker auch vereinigen dein Strand!

Meerüber, Freunde, schaut, daß euch der Osten mahne!
Verödet dehnt er sich — unübersehbar weit!
Umsonst ermüdet dort der Raum der Karawane,
In ihren Träumen dort schläft aus die Einsamkeit.
Versiegte Völker dort: — leer ihre Leinwandhäuser!
Ein staubig Königreich in jeder Wagenspur!
Die Pyramide dort, indes der Schakal heiser
In ihrem Schatten bellt, schmückt als ein goldner Weiser
  Der Wüste nackte Sonnenuhr.

Roll' hin — bis ins Gebraus der Euphratmündung rolle!
Flicht schäumend dich ins Netz der Erdballadern ein!
Gib Vließ und Korn zurück des Ostens dürrer Scholle!
Die Menschen laß ein Volk — ein Meer die Flüsse sein!

Nationen, die zuerst ihr aus der Menschheit Wiege
Herwärts nach Westen trugt der Stämme Überfluß:
Zurück, von wo ihr kamt! — Und Palm' und Zeder liege
Des ausgetretnen Stroms bewaffneter Erguß!
Zieht hin, wie Joseph einst und seine Brüder zogen;
Als sie mit Dürre schlug der Herr in seinem Zorn,
Zum Nilschlamm eilten sie, und von des Niles Wogen
Froh kehrten sie zurück, den Nacken krumm gebogen
  Von des Ägypters gelbem Korn!

O rolle frei durchs Land, und von der Alpe Rücken
Flöz' uns den Baum herab, aus dem wir Masten hau'n,
Zum Tauwerk gib uns Hanf'! — Die Tannen sind die Brücken,
Die übers Weltmeer sich der Erde Zonen bau'n.

Wohlauf denn! Doch verliert den Bruder nicht vom Zuge!
Verkauft kein zitternd Volk, das nach Erlösung schreit!
Und wenn zurück ihr kehrt, zeigt nicht mit schnödem Truge
Statt des geliebten Sohns des Sohnes blutig Kleid!

Bringt heim das Korn, das Gold, die Seide samt der Wolle,
Dazu die Freiheit auch, die Herrin im Gefild!
Aus Lust und Einigkeit webt eine freudenvolle
Weltfahne, die dem Schaum der Völker stolz entrolle
Die Einheit, Gottes Wappenschild!

O rolle frei und froh! Und deine Frühlingswogen,
Und deines Ufers Schilf anbrandend laß sie sprühn!
Und lächelnd spiegle sich des Friedens Regenbogen,
Der unsre Banner färbt, in deiner Fluten Grün!

5. Die Wacht am Rhein.

Von M. Schneckenburger. 1840.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
„Zum Rhein! zum Rhein! zum deutschen Rhein!"
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der deutsche Jüngling fromm und stark
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Auf blickt er, wo der Himmel blaut,
Wo Vater Hermann niederschaut,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust!"
:|: Lieb' Vaterland, usw. . . . .

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht,
Reich, wie an Wasser deine Flut,
Ist Deutschland ja an Heldenblut."
:|: Lieb' Vaterland, ...

„So lang ein Tröpfchen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Welscher deinen Strand."
:|: Lieb' Vaterland, ...

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern in dem Wind.
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wir alle wollen Hüter sein!
:|: Lieb Vaterland, ...*)

6. Rheinweinlied.

Von Georg Herwegh. 1840.

Wo solch ein Feuer noch gedeiht
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, mutig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Das Recht und Link, das Link und Recht,
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein!
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Der ist sein Rebenblut nicht wert,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

---

*) Zur Entstehungsgeschichte von Schneckenburgers „Wacht am Rhein" wird bei der Mitteilung seiner ersten handschriftlichen Fassung in den Lipperheideschen „Liedern zu Schutz und Trutz" (Dritte und vierte Sammlung, Berlin 1871) bemerkt, daß das ursprünglich „Die Rheinwacht" überschriebene Gedicht zuerst (Ende November 1840) in der Schlußstrophe die Verse:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!"

nicht enthielt. Die an Stelle dieser Verse in der ersten Handschrift befindlichen Schlußverse:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

sind dann in der späteren Abschrift (vom 8. Dezember 1840) als Kehrreime am Schlusse jeder Strophe wiederholt worden. Auch im übrigen Text sind, namentlich in der dritten Strophe, vom Dichter mehrfache Änderungen vorgenommen worden. Erschöpfende Nachrichten über das Lied finden sich in der 1871 erschienenen Druckschrift: „Die Wacht am Rhein von Georg Scherer und Franz Lipperheide." Dort sind auch die Kompositionen der Lieder von Mendel (1840) und Wilhelm (1854) sowie 21 Übersetzungen derselben in verschiedene Sprachen mitgeteilt.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt euch vorher schreiben.
Hurrah! Hurrah! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

7. All Deutschland in Frankreich hinein!

Von E. M. Arndt. 1840.

„Und brauset der Sturmwind des Krieges heran
Und wollen die Welschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe den Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen
Und klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!

Sie wollen's: so reiße denn, deutsche Geduld,
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld —
Auf! Welsche! und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen!
Wir klingen die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran!
Wir wollen ein Liedlein euch singen
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen:
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben!
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies, heran!
Sie wollen, sie sollen es haben!
Auf! sammle und rüste dich stark wie Ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben!

Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern!
So klinge die Losung: Zum Rhein! über'n Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!"

8. Deutsches Kriegslied.

Von E. M. Arndt. 1841.

Fürs Vaterland, fürs Vaterland
All-Deutschland frisch und fröhlich auf!
Vom Ostseestrand, vom Nordseestrand,
Aus Berg und Tal All-Deutschland auf!
Auf! auf! was kann die Stange tragen
Und was von deutschen Ehren weiß!
Und was ein deutsches Herz fühlt schlagen,
Dem glüh' das Herz heut doppelt heiß!

Fürs Vaterland! fürs Vaterland!
All-Deutschland frisch und fröhlich auf!
Auf gegen welschen Lügentand
Mit Sturmesschritt in Sprung und Lauf!
Ha! hört ihr frech die Welschen tönen?
„Für uns das Land, für uns der Rhein!
Der Sieg ist Galliens tapfern Söhnen,
Drum, stiller Deutscher! gib dich drein!"

Fürs Vaterland! fürs Vaterland!
Horch, Welschland! hör' ein Gegenlied:
Ein Volk, ein Heer, ein Herz und Hand,
Was gegen euch den Degen zieht —
Sind all zu Schild und Helm geboren,
Das freie, tapfre Teutsgeschlecht,
Zu edlem Tode aufgeschworen,
Zum Kampf für Freiheit, Licht und Recht.

Fürs Vaterland! fürs Vaterland!
Drum alle frisch und fröhlich drein!
Auf welschen Trotz ins welsche Land!
Für unsern Rhein frisch übern Rhein!
Mit Gott dem Herrn, dem Gott der Freien.
Drum alle frisch und fröhlich drein!
Und was die Prahler dräun und schreien,
Es muß durch Gott zerstoben sein.

9. Deutschland.

Von Heinrich Heine. 1840.

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme;
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme.

Bei solcher Nahrung wächst man schnell
Und kocht das Blut in den Adern;
Ihr Menschenkinder, hütet euch,
Mit dem jungen Burschen zu hadern!

Es ist ein täppisches Rieselein,
Reißt aus dem Boden die Eiche
Und schlägt euch damit den Rücken wund
Und die Köpfe windelweiche.

Dem Siegfried gleicht er, dem edlen Fant,
Von dem wir singen und sagen;
Der hat, nachdem er geschmiedet sein Schwert,
Den Amboß entzwei geschlagen!

Ja, du wirst einst wie Siegfried sein
Und töten den häßlichen Drachen;
Heisa! wie freudig vom Himmel herab
Wird deine Frau Amme lachen!

Du wirst ihn töten, und seinen Hort,
Die Reichskleinodien besitzen:
Heisa! wie wird auf deinem Haupt
Die goldne Krone blitzen!

10. Mein Vaterland.

Von Hoffmann von Fallersleben. 1840.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit:
Mit der Tat will ich's erwidern
Dir in Not, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Ruf' ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

11. Das Lied aller Deutschen.

Von Hoffmann von Fallersleben. 1841.

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält.
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt,
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt.

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler Tat begeistern
Unser ganzes Leben lang,
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland —
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!

12. Eins und alles.

Von Hoffmann von Fallersleben. 1841.

Deutschland erst in sich vereint!
Auf! wir wollen uns verbinden,
Und wir können jeden Feind
Treuverbunden überwinden.

Deutschland erst in sich vereint!
Danach strebet, danach ringet!
Daß der schöne Tag erscheint,
Der uns endlich Einheit bringet.

Deutschland erst in sich vereint!
Lasset alles, alles schwinden,
Was ihr wünschet, hofft und meint!
Alles andre wird sich finden.

Deutschland erst in sich vereint!
Wenn uns das einmal gelinget,
Hat die Welt noch einen Feind,
Der uns wiederum bezwinget?

13. Wie könnt' ich dein vergessen.

Von Hoffmann von Fallersleben. 1841.

„Wie könnt' ich dein vergessen,
Ich weiß was du mir bist,
Wenn auch die Welt ihr Liebstes
Und Bestes bald vergißt!
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
Mein Vaterland ist meine Braut!
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß was du mir bist.

Wie könnt' ich dein vergessen!
Dein denk' ich allezeit.
Ich bin mit dir verbunden,
Mit dir in Freud und Leid.
Ich will für dich im Kampfe stehn,
Und sollt' es sein, mit dir vergehn.
Wie könnt' ich dein vergessen,
Dein denk' ich allezeit!

Ach alle jene Stunden
Halt' für verloren ich,
Da ich nicht dich gefunden,
Da ich nicht schaute dich!
Ich suche nichts als dich allein,
Als deiner Liebe wert zu sein.
Wie könnt' ich dein vergessen
Ich weiß was du mir bist!"

14. Heimkehr aus Frankreich.

Von Hoffmann von Fallersleben. 1841.

Deutsche Worte hör' ich wieder —
Sei gegrüßt mit Herz und Hand!
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes heitres Vaterland!
Fröhlich kehr' ich nun zurück,
Deutschland, du mein Trost, mein Glück!

O wie sehnt' ich mich so lange
Doch nach dir, du meine Braut!
Und wie ward mir freudebange,
Als ich wieder dich erschaut!
Weg mit welschem Lug und Tand —
Deutschland ist mein Vaterland!

Alles Guten, alles Schönen
Reiche sel'ge Heimat du!
Fluch den Fremden, die dich höhnen,
Fluch den Feinden deiner Ruh'!
Sei gegrüßt mit Herz und Hand
Deutschland, du mein Vaterland!

15. An Vlaemsch Belgien.

Von Hoffmann von Fallersleben. 1841.

Suche nicht das Heil im Westen!
In der Fremde wohnt kein Glück —
Suchst du deines Glückes Besten,
Kehre in dich selbst zurück!

Aus der Tugend deiner Ahnen
Mußt du deine Burgen bau'n,
Und der Löw' auf deinen Fahnen
Lehre dich dir selbst vertrau'n.

Treu bewahr' in deiner Mitte
Vor dem welschen Übermut
Deine Sprache, deine Sitte,
Deiner Väter Gut und Blut! . . . .

16. Sprüche.

Von Hoffmann von Fallersleben. 1841.

„Und wär' ein Galgen jeder Baum
Für unser Einheitsstreben —
Die deutsche Einheit ist kein Traum,
Wir werden sie uns schon geben."

„Wenn Deutschlands Uhr mal zeigt auf Eins,
Dann sind wir erst ein Volk wie keins,

Ein Volk von Adel, Geist und Kraft,
Voll Ruhm in Kunst und Wissenschaft;
Dann fragt nur noch der Unverstand:
Was ist des Deutschen Vaterland?"

17. Deutschland! Deutschland!

Von Hoffmann von Fallersleben. 1841.

Deutschland! Deutschland!
O heil'ger Name, o süßer Klang!
Dich lieb' ich, preis' ich mein Leben lang.
Wie schlägt mir vor Lust
Das Herz in der Brust,
Deutschland! Deutschland!
Bei deinem Namen!

Deutschland! Deutschland!
Umsonst nicht bist du Europas Herz:
Streb' immer höher, streb' himmelwärts!
Daß jedes Gemüt
Erbebt und erglüht,
Deutschland! Deutschland!
Bei deinem Namen!

Deutschland! Deutschland!
Sei uns, die liebend dir zugewandt,
Ein freies, glückliches Vaterland,
Daß Süd dir und Nord
Singt einig hinfort:
Deutschland! Deutschland!
Heil deinem Namen!

Deutschland! Deutschland!
Daheim und fern, stets denk' ich dein!
Dein ist mein Leben, dein soll es sein!
In Freud und in Leid,
In Fried' und in Streit,
Deutschland! Deutschland!
Heil deinem Namen!

18. Ausländerei.

Von Hoffmann von Fallersleben. 1841.

Daß wir so das Fremde lieben!
Zu dem Fremden hingetrieben
Sind wir selbst uns fremd geblieben —
Deutsch will keiner sein!
Nur von Auslands Gnaden sollen
Wir bestehn, wir Lebensvollen,
Selbst nichts tun und selbst nichts wollen!
Schlag der Teufel drein!

Sollen wir an uns verzagen?
Kein Gefühl im Herzen tragen,
Nicht einmal zu sagen wagen,
Daß wir etwas sind?
Stählt die Sinnen und Gemüter!
Seid die Schirmer, seid die Hüter
Eurer eignen deutschen Güter!
Werdet deutsch gesinnt!

Was die Fremden Gutes machten,
Laßt uns immer gern beachten,
Aber nach dem Besten trachten
Für das Vaterland!
Liebend alle Welt umfassen,
Sich verachten, sich nur hassen,
Kann's der Deutsche niemals lassen? —
Armes Vaterland!

19. Dem deutschen Volke.

Von Georg Herwegh.

Deutschland, o zerrissen Herz,
Das zu Ende bald geschlagen,
Nur um dich noch will ich klagen.
Und in einer Brust von Erz
Schweigend meinen kleinen Schmerz,
Meinen kleinen Jammer tragen,
Vaterland, um dich nur klagen.

Lustig grünt dein Nadelholz,
Lustig rauschen deine Eichen,
Zu den sechsunddreißig Reichen
Fehlt ein einzig Körnchen Golds:
Freier Bürger hoher Stolz
Fehlt im Lande sondergleichen
In den sechsunddreißig Reichen.

Wenn ein Sänger für dich focht,
Wenn ein Mann ein Schwert geschwungen,
Hast du scheu nur mitgesungen,
Hast du schüchtern mitgepocht,
Und man hat dich unterjocht,
Hat dich in den Staub gezwungen,
Weil du gar so still gesungen.

Ihr beweint es und bereut's —
Und das nennt ihr deutsche Treue!
Laßt die Tränen, laßt die Reue,
Soll nicht einst der Enkel Teuts
Sterben an der Zwietracht Kreuz:
Kämpf' und handle, Volk, aufs neue,
Denn der Teufel ist die Reue!

Tritt in deiner Fürsten Reih'n!
Sprich: die sechsunddreißig Lappen
Sollten wieder besser klappen
Und Ein Heldenpurpur sein;
Ein Reich wie Ein Sonnenschein!
Ein Herz, Ein Volk und Ein Wappen!
Helf' uns Gott, so soll es klappen!

20. Die deutsche Flotte.

Von Georg Herwegh.

Zur sechsten Sekularfeier der Stiftung des Hansabundes. Zürich und Winterthur 1841.

Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen!
Blick' in des Schicksals goldnes Buch!
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach', mein Volk! Heiß deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch!

Hinweg die feige Knechtsgeberde!
Zerbrich der Heimat Schneckenhaus!
Zieh mutig in die Welt hinaus,
Daß sie dein eigen werde!

Du bist der Hirt der großen Völkerherde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus!

War Hellas einst von besserm Stamme
Als du? von besserm Stamme Rom?
Daß Hermann, dein geprief'ner Ohm,
Mein Volk, dich nicht verdamme!
Hinaus ins Meer mit Kreuz und Oriflamme!
Sei mündig und entlaufe deiner Amme
Wie seinem Quell dein Strom!

Wohl ist sie dein, die schönste Flotte,
Die je ein sterblich Aug' entzückt:
Der Münster Schiffe, wie geschmückt
Hast du sie deinem Gotte!
Du lächelst ob der Feinde schwachem Spotte,
Wenn sie auf schwankem Brett, die freche Rotte,
Die Frucht der Erde pflückt.

Auch diese Frucht sollst du ersiegen,
Wenn erst das Salz dein Ruder netzt
Und all die Sterne, die sich jetzt
Stolz überm Haupt dir wiegen,
Gleich schmucken Sklaven dir zu Füßen liegen,
So zwischen zweien Himmeln hinzufliegen,
Dies Ziel ist dir gesetzt!

O blick' hinaus ins Schrankenlose!
Bestürmt dein Herz nicht hohe Lust,
Wenn, wie an einer Mädchenbrust
Die aufgeblühte Rose,
Die Sonne zittert in des Meeres Schoße
Und rauschen nicht der Tiefe tausend Moose
Dir zu: du mußt! du mußt!

Gleicht nicht das heil'ge Meer dem weiten
Friedhof der Welt, darüber hin
Die Wogen Decken von Rubin
Und grüne Hügel breiten?
Um deiner Toten Asche mußt du streiten —
Ha! schlummern nicht aus deiner Hansa Zeiten
Auch deutsche Helden drin?

Wiegt nicht sich auf kristallnem Stuhle
Im Meer der Nereiden Schar,
Die sich ihr Schicksal Jahr um Jahr
Abspinnt von goldner Spule?
Lockt sie dich nicht, der Becher nicht von Thule,
Das wilde Meer, der Freiheit hohe Schule,
Lockt dich nicht die Gefahr?

Das Meer wird dir vom Herzen spülen
Den letzten Rest der Tyrannei,
Sein Hauch die Ketten wehn entzwei
Und unsre Wunden kühlen.
O laßt den Sturm in euren Locken wühlen,
Um frei wie Sturm und Wetter euch zu fühlen —
Das Meer, das Meer macht frei!

Kühn wie der Adler kommt geflogen
Nimmt der Gedanke dort den Lauf,
Kühn blickt der Mann zum Mann hinauf,
Den Rücken ungebogen.
Noch schwebt der Geist des Schöpfers auf den Wogen,
Und in den Furchen, die Columb gezogen,
Geht Deutschlands Zukunft auf.

Wie dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer dein Lehen sein,
Das alle Zungen benedei'n
Und einen Purpur nennen.
Er soll nicht mehr um Krämerschultern brennen —
Wer will den Purpur von dem Kaiser trennen?
Ergreif' ihn, er ist dein!

Ergreif' ihn und mit ihm das Steuer
Der Weltgeschichte, faß es keck!
Ihr Schiff ist morsch, ihr Schiff ist leck,
Sei du der Welt Erneuer!
Du bist des Herrn Erwählter und Getreuer:
O sprich: Wann lodern wieder deutsche Feuer
Von jenes Schiffes Deck?

Hör', Deutschland, höre deine Barden:
Dir blüht manch lustig Waldrevier —
Erbaue selbst die Segler dir,
Der Freiheit beste Garden

Mit eignen Flaggen, eigenen Kokarden!
Bleib' nicht der Sklave jenes Leoparden
Und seiner schnöden Gier!

Wen bittrer Armut Not erfaßte,
Und wer verbannt die See durchwallt,
Daß heiße Sehnsucht nicht zu bald
Die Seele ihm belaste —
Dem sei's beim Schwanken einst der deutschen Maste,
Als ob er träumend noch zu Hause raste
Im kühlen Eichenwald.

Es wird geschehn, sobald die Stunde
Ersehnter Einheit für uns schlägt,
Ein Fürst den deutschen Purpur trägt
Und eines Herrschers Munde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde,
Wenn keine Krämerwage mehr wie Pfunde
Europas Schicksal wägt.

Schon schaut mein Geist das nie Geschaute,
Mein Herz wird segelgleich geschwellt
Schon ist die Flotte aufgestellt,
Die unser Volk erbaute.
Schon lehn' ich selbst, ein deutscher Argonaute,
An einem Mast und kämpfe mit der Laute
Ums goldne Vließ der Welt!

21. Der Rhein.

Von Robert Prutz. 1840.

Der deutsche Rhein! — Wie klingt das Wort so mächtig!
Schon sehn wir ihn, den goldig grünen Strom,
Mit heitern Städten, Burgen stolz und prächtig,
Die Lurlei dort, und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein — ! Gedächtnis unsrer Siege,
Die mit dem Blut der Edelsten getauft,
Ruhm unsrer Väter, die im heil'gen Kriege,
Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich erkauft! — —

Ich sah ihn auch —; es war ein böses Zeichen,
Novemberwolken hingen drüber hin;

Nicht strömen, nein! mich dünkt, ich sah sie schleichen,
Die goldne Flut, wie eine Bettlerin;
Als klagte sie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungestraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälscht und mißverstanden,
Sie von des Meeres keuschem Busen warf!

Ich sah das Land — die Traube sah ich reifen,
Die rechte Milch, um Männer groß zu ziehn!
Ließ weit hinaus mein staunend Auge schweifen,
Dem nie ein Traumbild lieblicher erschien.
Ein lautes Echo donnernd fortzutragen,
Schien Strom und Tal und Felsen mir bereit;
Doch — grad heraus! Man darf das Wort nicht wagen,
Das freie Wort, ihr wißt es, ist gefeit! —

Wer hat nun Recht, zu sagen und zu singen
Vom deutschen Rhein, vom freien deutschen Sohn?
O diese Lieder, die so mutig klingen,
Beim ew'gen Gott! sie dünken mich wie Hohn.
Ja wolltet ihr erwägen und bedenken,
Welch stolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja die Augen niedersenken
Mit bittren Tränen voller Zorn und Scham.

— Es gilt nicht dir, der du zuerst gesungen
Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich adlergleich geschwungen,
Dich schließ' im Geist in meinen Arm ich ein!
Aus voller Brust ist dir das Lied gequollen
Und nicht im Käficht hast du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du tatest Recht und das ist Sängerart.

Euch ruf' ich an, ihr Fürsten und Vasallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt! —
Euch Deutschen gilt es, nah und fern, euch allen,
Soweit ein Hauch vom deutschen Munde fliegt.
Mit euch, zuerst müßt ihr den Kampf beginnen!
Soll unverführt von heiserem Geschrei
Und ungetrübt des Rheines Quelle rinnen,
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei!

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
  Die wir am Himmel dämmernd schon gesehn,
Ich meine wohl, ihr würdet bald erfahren,
  Daß es nicht leicht ist, Schlachten zu besteh'n;
Nicht jene Burgen würden niedersteigen,
  Die Mädchen küssen, aber kämpfen nicht,
Die stummen Fische, glaubt mir, würden schweigen,
  Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.

's gibt einen andern, kräftigern Genossen,
  Als jener Trümmer bröckelndes Gestein:
Wer ihm den Arm, den Busen ihm erschlossen,
  Der siegt durch ihn — und auch durch ihn allein!
Ein Feuer ist's, das unauslöschlich zündet,
  Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt:
Drum frisch gewagt und euch mit ihm verbündet —
  Es ist der deutsche, ist der freie Geist!

Gebt frei das Wort, ihr Herr'n auf euren Thronen,
  So wird das andre sich von selbst befrei'n.
Wagt's und vertraut! In allen euren Kronen
  Wo strahlt ein hell'res, edleres Gestein?
Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
  Das Volk ist reif — ich wag's und sag es laut:
Auf eure Weisen baut, auf Eure Dichter,
  Sie, denen Gott noch Größ'res auch vertraut! —

Sei deutsch, mein Volk! Verlern' den krummen Rücken,
  An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, gradaufwärts mußt du blicken,
  Vom eignen Mut gesittigt und verschönt!
Es kann den Fürsten selber nicht gefallen,
  Dies schmeichlerisch demütige Geschlecht —
Ein offnes Auge! so geziemt es allen,
  Zu Boden sieht das Tier nur und der Knecht! —

So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
  Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
  Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert,
Denn dann gelang's ihn ewig fest zu flechten:
  Die gold'ne Freiheit soll die Fessel sein!
Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu fechten,
  Denn deutsch und frei, dann bleibt er unser Rhein!

22. Dem Rhein.

Von Rudolf Gottschall.

Und du, der freie Sohn der freien Berge,
Den Poesie umduftet und umhaucht,
Du bist kein Grenzeswächter und kein Scherge,
Kein Knecht, der zum Beamtendienste taugt,
Der aufgepflanzt dasteht an Deutschlands Toren,
Als wär' er uns vereidet und geschworen.

Bist du denn, wie ein Jagdhund, abgerichtet,
Der gierig wittert nach Franzosenblut?
Willst du, so wie man es dir angedichtet,
Verschlingen diese ganze Frankenbrut?
Nein, ich beschwör' es, du bist wahrlich besser,
Als sie es glauben, die Franzosenfresser.

Sind sie denn aus ganz anderm Stoff geschaffen,
Die Leute drüben, links von unserm Rhein,
Daß wir sie mit erstauntem Blick begaffen
Und drohend ein Halloh! hinüberschrein,
Die Faust geballt mit krampfhaften Gebärden,
Zu grimassierten Patrioten werden?

So sei nicht Scheidemauer, sei die Brücke,
O Rhein, die Völker zueinander führt,
Daß länger nicht, ein Hemmnis ihrem Glücke,
Die Zwietracht höhnend Höllengluten schürt!
Im Kahne komme über deine Wogen
Versöhnung mit dem Palmzweig hergezogen!

Nicht Deutsche, nicht Franzosen! Laßt die Namen!
Nur Menschen, nichts als Menschen laßt uns sein!
Du, Vater Rhein, sprich du ein kräftig Amen
Und segne du den Bund der Völker ein!
Und deiner Silberglocken feste Bande
Schling' unzerreißbar um die beiden Lande!

23. An den König von Preußen.

Von Georg Herwegh. 1841.

Einst hat ein beff'rer Mann gewagt
Mit seinem Lied vor dich zu treten;
Du kennst ihn, der so unverzagt
Die Tyrannei bei dir verklagt

Und dich um deinen Schutz gebeten,
  Um Schutz für jenes arme Land,
  Das blutend vor dem Himmel stand
  Und keine, keine Hilfe fand,
Als die Verzweiflung der Poeten.

  O lebt' er noch, er würde heut
Dich aus dem süßen Schlummer stören;
  Ob alle Welt dir Weihrauch streut
  Und jeden Siegerkranz dir beut,
Sein stolzes Herz würd' sich empören.
  Er spräch' dem falschen Jubel Hohn
  Und nahte zornig deinem Thron;
  Tot ist der Vater, und der Sohn,
Der Mächtige, er müßt' ihn hören.

  Doch Platen schläft am fernen Meer,
Und Polen ist durch uns verloren;
  In Ehrfurcht tret' ich zu dir her —
  Wirf nach dem Dichter nicht den Speer,
Weil eine Hütte ihn geboren,
Weil er vor dir, dem Fürst, den Mut,
Zu flehen für dein eigen Gut,
Zu flehen für dein eigen Blut,
Fürs deutsche Volk, dem du geschworen!

  Sieh, wie die Jugend sich verzehrt
In Gluten eines Meleager,
  Wie sie nach Kampf und Tat begehrt —
  O, drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten sie ins Lager!
  Und frage nicht, wo Feinde sind;
  Die Feinde kommen mit dem Wind:
  Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Zaren, deinem Schwager!

  Die Sehnsucht Deutschlands steht nach dir,
Fest, wie nach Norden blickt die Nadel;
  O Fürst, entfalte dein Panier!
  Noch ist es Zeit, noch folgen wir,
Noch soll verstummen jeder Tadel!
  Fürwahr, fürwahr, du tust nicht Recht,
  Wenn du ein moderndes Geschlecht,
  Wenn du zu Würden hebst den Knecht:
Nur wer ein Adler, sei von Adel!

Laß, was den Würmern längst verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen:
Dir ward ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein schöner Ritterspiel,
Als krumme Lanzen grad zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde schnöden Witz,
Schon tagt ein neues Austerlitz:
Mögst du in seiner Sonne siegen!

Das ratlos auseinanderirrt,
Mein Volk soll dir entgegenflammen;
Steh' auf und sprich: „Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirt,
Und Herz und Haupt, sie sind beisammen!"
Das West und Ost, das Nord und Süd —
Wir sind der vielen Worte müd;
Du weißt, wonach der Deutsche glüht, —
Wirst du auch lächeln und verdammen?

Der Fischer Petrus breitet aus
Aufs neue seine falschen Netze:
Wohlan, beginn' mit ihm den Strauß,
Damit nicht einst im deutschen Haus
Noch gelten römische Gesetze.
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das soll doch nun und nimmer sein.
Den Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er seine Dolche wetze.

Noch ist es Zeit, noch kannst du stehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannst du treue Herzen sehn,
Die gern mit dir zum Tode gehn,
Zum Tode im heiligen Streite.
Du bist der Stern, auf den man schaut,
Der letzte Fürst, auf den man baut:
O eil' dich! Eh' der Morgen graut,
Sind schon die Freunde in der Weite.

Nun schweig', du ehernes Gedicht!
Des Fürsten Mund wird bitter schmollen.
Ich weiß, man hört die Sänger nicht,
Man stellt die Freien vor Gericht
Und wirft sie in die Schar der Tollen.

Gleichviel — wie Er auch immer schmollt,
Ich hab' getan, was ich gesollt,
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

24. Die Konstitution.

Von Robert Prutz.

Mit Festgeläut, Standarten, Ehrenbogen,
Den König grüßt der königliche Rhein.
Wie glänzt der Strom! wie drängen sich die Wogen!
Wie schaun die Ufer stolz und froh darein!
Die Freude jauchzt aus tausend muntern Kehlen
Und donnernd trägt der Widerhall sie fort;
Doch darf zum Guten nicht das Beste fehlen:
Das ist, o Herr, ein freies Wort!

Du kommst, o Herr, zum Kölner Dombaufeste,
Mit eigner Hand den zweiten Grund zu weihn;
Sie rührten dich, der Vorzeit edle Reste,
Laut sprach zu dir das bröckelnde Gestein.
Ein Wink von dir — und die Gerüste steigen,
Sich widerspiegelnd in dem goldnen Strom,
Und was sich auch für Wetterwolken zeigen,
Fortbaun willst du den Kölner Dom!

Fortbaun, fürwahr! Da hast du es getroffen,
Das ist der Klang, der unserm Ohr gefällt!
Das ist es, das, was deine Völker hoffen,
Das ist die Losung der verjüngten Welt!
Nicht Dome bloß, nicht Burgen und Paläste,
Bau' fort, o Herr, an einem andern Haus!
Bau' fort, bau fort an einer andern Veste:
Den Dom der Freiheit, bau' ihn aus!

Fortbaun allein, fortbauen heißt erhalten!
Dieselbe Huld, die du dem Dom beschert,
O laß sie auch im Vaterlande walten,
Auch dies, bei Gott! ist einen Grundstein wert.
Dem Dome gleich, halb fertig, halb Ruine,
Erwartungsvoll steht unser teures Land;
Es schaut dich an und fleht mit stummer Miene —
Auch ihm, auch ihm ein Wink der Hand!

Warum nicht ihm? Warum nur Steine tragen,
Nur Heil'ge meißeln, Wölbungen erbau'n?
Kein Herz wird dir in diesen Mauern schlagen,
Kein Auge wird aus diesen Säulen schau'n.
Dort aber kannst du Herzen dir entzünden,
Zum Tempel dort kannst du ein Volk dir weihn —
O lockt's dich nicht, den Tempel auch zu gründen,
Bauherr der Freiheit auch zu sein?

Dem Krane gleich dort auf des Turmes Mauer,
Der regungslos manch ein Jahrhundert stand,
So steht die Presse, Herr! Sie steht voll Trauer,
Weil sie noch nicht die volle Freiheit fand.
O laß auch sie, auch sie sich neu bewegen,
Wie du den Kran sich neu bewegen heißt,
Und wonnenvoll, der ganzen Welt zum Segen,
Grüßt Protectori! dich der Geist. —

Herr, zürne nicht! Wir wissen, was wir wollen,
Und daß wir's frei bekennen, das ist Pflicht.
Sieh! die Geschichte drängt! die Räder rollen!
Und wollt' es Gott, Gott selber hielt' sie nicht!
Gib frei den Weg! denn Freiheit ist das Beste,
Du baust mit ihr zugleich den eignen Thron:
So sprich das Wort zum zweiten Dombaufeste,
Sprich aus das Wort: Konstitution!

Das ist der Bau, zu welchem du berufen,
Auf diesen Säulen gründe sich dein Ruhm!
Hier knie du mit uns auf denselben Stufen!
Denn auch die Freiheit ist ein Heiligtum.
Paläste fallen, Dome können brechen,
Die Freiheit nur währt ewig, ewig fort,
Und ewig dann zu deinem Ruhm wird sprechen,
Das heut dich grüßt, das freie Wort!

25. Aufruf.

Von Georg Herwegh.

„Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Laßt, o laßt das Verseschweißen!
Auf den Ambos legt das Eisen!
Heiland soll das Eisen sein!

Eure Tannen, eure Eichen —
Habt die grünen Fragezeichen
Deutscher Freiheit ihr gewahrt?
Nein, sie soll nicht untergehen!
Doch ihr fröhlich Auferstehen
Kostet eine Höllenfahrt.

Deutsche, glaubet euren Sehern:
Unsre Tage werden ehern,
Unsre Zukunft klirrt in Erz.
Schwarzer Tod ist unser Sold nur,
Unser Gold ein Abendgold nur,
Unser Rot ein blutend Herz.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Hört er unsre Feuer brausen
Und sein heilig Eisen sausen,
Spricht er wohl den Segen drein.

Vor der Freiheit sei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beschieden
Und kein golden Korn dem Feld!
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh' kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt!

In den Städten sei nur Trauern,
Bis die Freiheit von den Mauern
Schwingt die Fahnen in das Land!
Bis du, Rhein, durch freie Bogen
Donnerst, laß die letzten Wogen
Fluchend knirschen in den Sand!

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Gen Tyrannen und Philister!
Auch das Schwert hat seine Priester,
Und wir wollen Priester sein."

26. Zukunftslied aus dem Sommer 1844.

Von Georg Herwegh.

„Übermüt'ge Triumphierer,
Weh' euch, wenn ihr's noch nicht fühlt,
Wie der treffliche Minierer
Schon den Boden unterwühlt,
Daß ihr in der Geisterstunde
Kläffend unser Ohr zerreißt! —
Doch wir wissen: Ihr seid Hunde,
Und ihr glaubt an keinen Geist.

Aber kommen wird ein Pfingsten
Donnernd über euer Haupt
Und ein Festtag der Geringsten,
Der des Hochmuts Stamm entlaubt.
Der sich lange selbst vergessen,
Ist am Ziel der Unglücksbahn,
Und der Mensch, der sie durchmessen,
Kommt beim Menschen endlich an.

Fort mit eurer Ahnenbilder
Übernächtigem Gesicht!
Geht und pflanzt in eure Schilder,
Ritter, ein Vergißmeinnicht!
Nur Ein Ritter ohne Tadel,
Nur Ein Priester soll noch sein:
Für die ganze Welt den Adel!
Für die Menschheit Brot und Wein!

Keine Steuern, keine Zölle,
Des Gedankens Freiverkehr!
Keinen Teufel in der Hölle,
Keinen Gott im Himmel mehr!
Nieder mit dem Blutpokale,
Drin der Kirche Wahnwitz kreist!
Ein Columb zerbricht die Schale,
Wenn er eine Welt beweist!

Einmal noch uns aufzuraffen
Zu des Lebens Maienlust,
Reißen wir das Schwert der Pfaffen
Aus der Menschheit wunder Brust!
Zwischen Jägern und Gehetzten
Sei entbrannt die wilde Schlacht,
Bis man Frieden auf dem letzten
Eingestürzten Tempel macht!

Zittert, zittert, blöde Toren,
Vor der Zukunft eh'rnem Tritt —
Ja, die Zeit ist neugeboren,
Ja, und ohne Kaiserschnitt;
Und erobert wird das Leben,
Und wir jubeln gloria:
Alle Schulden sind vergeben,
Denn kein Gläubiger ist da.

Durch die Wolken seh' ich's tagen,
Und die Nebel, sie verwehn;
Mit dem Pegasus am Wagen
Muß es endlich vorwärts gehn.
Eine Phalanx laßt uns schlingen,
Die kein Henker brechen kann,
Und wie jener Römer singen
Nur die Waffen und den Mann!*)

Ungestüm in tausend Gliedern,
Tausend Adern glüht der Streit,
Und ein Arsenal von Liedern
Liegt in Deutschland kampfbereit.
Denn wir wissen: die Erhörung
Wird kein Flehender empfahn:
Drum die Fahne der Empörung
Trag' die Poesie voran!"

27. Deutscher Nationalreichtum.

Von Hoffmann von Fallersleben.

„Hallelujah! Hallelujah!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
Viele Bundestagsprotokolle,
Manch Budget und manche Steuerrolle,
Eine ganze Ladung von Schablonen
Zu Regierungsproklamationen —
Weil es in der Neuen Welt,
Sonst dem Deutschen nicht gefällt.

Hallelujah! Hallelujah!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
Korporal- und andre schöne Stöcke,
Hunderttausend Schock Bedientenröcke,
Nationalkokarden, bunte Kappen,
Zehnmalhunderttausend Knöpf' mit Wappen —
Weil es in der Neuen Welt
Sonst dem Deutschen nicht gefällt.

*) Arma virumque cano — beginnt Vergils Äneide.

Hallelujah! Hallelujah!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
  Kammerherrnschlüssel, viele Säcke,
  Stamm- und Vollblutbäume, dicke Päcke,
  Hund- und Degenkoppeln, tausend Lasten,
  Ordensbänder, hunderttausend Kasten —
Weil es in der Neuen Welt
Sonst dem Deutschen nicht gefällt.

Hallelujah! Hallelujah!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
  Schlendrian, Bocksbeutel und Perücken,
  Privilegien, Sorgenstühl' und Krücken,
  Hofratstitel und Konduitenlisten,
  Neunundneunzighunderttausend Kisten —
Weil es in der Neuen Welt
Sonst dem Deutschen nicht gefällt.

Hallelujah! Hallelujah!
Wir wandern nach Amerika.
Was nehmen wir mit ins neue Vaterland?
Wohl allerlei, wohl allerhand:
  Steuer-, Zoll-, Tauf-, Trau- und Totenscheine,
  Päss' und Wanderbücher, groß' und kleine,
  Viele hundert Zensorinstruktionen,
  Polizeimandate drei Millionen —
Weil es in der Neuen Welt
Sonst dem Deutschen nicht gefällt."

28. Schwarz-Rot-Gold 1848.

Von Ferdinand Freiligrath.

In Kümmernis und Dunkelheit
Da mußten wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen!
Ei, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold!
  Pulver ist schwarz,
  Blut ist rot,
  Golden flackert die Flamme!

Das ist das alte Reichspanier,
Das sind die alten Farben!
Darunter hau'n und holen wir
Uns bald wohl junge Narben:
Denn erst der Anfang ist gemacht,
Noch steht bevor die letzte Schlacht!
  Pulver usw.

Ja, die das Banner ihr gestickt,
Ihr Jungfern, unverdrossen,
Derweil am Feuer wir gebückt
Uns Flintenkugeln gossen:
Nicht wo man singt nur oder tanzt,
Geschwungen sei's und aufgepflanzt!
Pulver usw.

Denn das ist noch die Freiheit nicht,
Die ungeteilte, ganze,
Wenn man ein Zeughaustor erbricht
Und Schwert sich nimmt und Lanze,
Sodann ein weniges sie schwingt
Und — folgsamlich zurück sie bringt!
Pulver usw.

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Wenn man, statt mit Patronen,
Mit keiner andern Waffe ficht
Als mit Petitionen!
Du lieber Gott! Petitioniert,
Parlamentiert, illuminiert!
Pulver usw.

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Sein Recht als Gnade nehmen
Von Buben, die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur sich bequemen!
Aber nicht: daß, die ihr gründlich haßt,
Ihr dennoch auf dem Throne laßt!
Pulver usw.

Die Freiheit ist die Nation,
Ist aller gleich Gebieten!
Die Freiheit ist die Auktion
Von dreißig Fürstenhüten!
Die Freiheit ist die Republik!
Und abermals: die Republik:
Pulver usw.

Die Eine deutsche Republik,
Die mußt du noch erfliegen!
Mußt jeden Strick und Galgenstrick
Dreifarbig noch besiegen!
Das ist der große, letzte Strauß —
Flieg' aus, du deutsch Panier, flieg' aus!
Pulver usw.

Zum Kampfe denn, zum Kampfe jetzt
Der Kampf nur gibt die Weihe!
Und kehrst du rauchig und zerfetzt,
So flickt man dich aufs neue.
Nicht wahr, ihr deutschen Jungfräulein?
Hurra, das wird ein Sticken sein!
Pulver usw.

Und der das Lied für euch erfand
In einer dieser Nächte,
Der wollte, daß ein Musikant
Es bald in Noten brächte!
Heißt das: ein rechter Musikant!
Dann kläng' es hell durchs deutsche Land.
Pulver usw.

29. Verzweiflung.

Von Wilhelm Jordan.

Wohl ist manch blitzend Gedankenschwert
Für die heilige Sache geschwungen,
Manch Sturmglockenlied, so sehr sie gewehrt,
Weithin durch die Lande erklungen,
Und immer noch, wie es Jahrhunderte stand,
Steht vor den Toren mit leerer Hand
Das Volk im Sklaven- und Bettlergewand:
Wir haben nichts, gar nichts errungen!

Wie jauchzten wir auf an Hoffnung so reich,
Als käme der Morgen gezogen,
Und sahen durch Tränen andachtsweich
Die Freiheit als Regenbogen
Sich schwingen empor aus dem Königswort
Und friedvoll sich wölben um Volk und Hort —
Wie schnell sind die Blüten der Hoffnung verdorrt,
Wie hat uns alles betrogen!

Wir singen und singen jahraus, jahrein
Die alte Vaterlandsfrage:
„Wie weit soll des Deutschen Vaterland sein?"
„So weit als die deutsche Sprache."
Und immer noch sind wir zerfetzt und zerstückt,
Von mehr denn dreißig Fürsten beglückt,
Und immer noch wird kein Stuhl gerückt .....
Wir kennen nur weibische Klage!

Wir Deutschen haben kein Vaterland,
Denn der Geist ist bei uns entrechtet,
Er wird hinaus in die Fremde gebannt,
Von der Macht gehetzt und geächtet.
Wir sind kein Volk, denn ohn' ein Wort
Ertragen wir den Gedankenmord,
In Untertänigkeit eingedorrt,
Für heiligen Zorn zu verknechtet.

Das ist nach feigem und faulem Glück
Ein ewiges Rennen und Jagen!
Wen kümmert's, bricht man dem Geist das Genick,
Solange noch frei der Magen?
Solange noch die Despoten klug
Uns lassen für den Hunger genug,
Solange werden wir auch den Fluch
Der Untertänigkeit tragen.

30. Klage um Auerswald und Lichnowsky.

Von E. Moritz Arndt.

„Hast du noch Lebensodem,
O Erde grün und schön,
Um die aus schwarzem Brodem
Nur finstre Nebel wehn,

Auf der blutwilde Horden
Brand, Mord und Zeter schrein
Und frech in Meuchelmorden
Der Freiheit Glanz entweihn?

Wie? Sind dies deutsche Fahnen?
Die Farben roter Wut?
Will deutsche Kämpfe mahnen
Das Rot an Brust und Hut?
Wie? Rot der welschen Seine,
Das mahnte deutschen Mut,
Für Wolf und für Hyäne,
Doch nicht für Deutsche gut?

Sind dies der Freiheit Gaben?
Ist dies der Freiheit Klang,
Vom schwarzen Galgenraben
Der Mitternachtsgesang?
Nein! nein! von Freiheitstötern
Des Blindschleichs Schlangenlist,
Wo unter grausen Zetern
Kein Laut der Freiheit ist.

Ist dies die deutsche Treue?
Trifft so das deutsche Schwert?
Springt so der deutsche Leue,
Der grad aufs Eisen fährt?
Mann steht den Mann, den Satan
Bestehen zwei und drei,
Doch sieht man solche Tat an,
So bricht das Herz entzwei.

Zwei Helden sind gefallen,
Nicht wie der Tapfre fällt
Bei hellem Trommelschallen
Auf blut'gem Schlachtenfeld;
Sie haben andre Rosen
Weiland gepflückt im Streit:
Was war den Waffenlosen
Hier für ein Kampf bereit?

Mein Deutschland, Land der Treue,
Mein Deutschland, Land des Muts!
Wann löschet lange Reue
Die Flecken solchen Bluts?
Den Mord, womit der Feige
Den Unbewehrten trifft?
O deutschen Ruhmes Neige!
O deutscher Ehre Gift!

O wehe, dreimal wehe!
Weh dieser düstern Tat!
Nein, meine Seele, gehe
Nie mit in solchen Rat!
Der Ruhm, den Mörder haschen,
Der werde nie mein Ruhm!
Ach! nimmer wegzuwaschen
Vom deutschen Heldentum!"

31. Nadowessische Klage.

Von Hoffmann von Fallersleben.

„Ach, wir armen Narren
Hoffen stets und harren,
Daß der Freiheit Morgenrot beginnt;
Dürfen doch kaum klagen,
Leise, leise sagen,
Daß wir alle arg betrogen sind.
Kommt denn gar kein Tag,
Der uns trösten mag?
Ist den alles, alles nun vorbei?
Ist denn gar kein Weg,
Ist denn gar kein Steg,
Der uns führt aus dieser Sklaverei?

All ihr Hochgeloben
Ist wie Staub zerstoben,
Und die Täuschung ward nur unser Teil,
Doch im blut'gen Kampfe
Und im Pulverdampfe,
Sprachen sie von unserm künft'gen Heil.
Kommt denn gar kein Tag,
Der uns trösten mag?
Ist denn alles, alles nun vorbei?
Ist denn gar kein Weg,
Ist denn gar kein Steg,
Der uns führt aus dieser Sklaverei?"

32. Huldigung.

Von Georg Herwegh.

„Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Zion! öffne deine Tore!
Israel, zieh' ihm entgegen, bring' ihm Palm' und Trikolore,
Dem Messias der Monarchen! Tu die frohe Botschaft kund!
Dem Messias der Propheten — aus dem alten deutschen Bund!

Gnädigst hat er angenommen eines goldnen Zepters Bürde,
Angenommen die Entsagung unsrer eignen Manneswürde!
Legt euch, ihr empörten Wellen! Platz, du Volkesozean!
Platz dem kaiserlichen Steuer auf der stolzen Siegesbahn!

Schweigen wird der Herr gebieten dieser Zeit bewegtem Meere,
Retten in den deutschen Hafen Östreichs scheiternde Galeere;
Bändiger der Elemente, der den Frieden uns verheißt,
Eine Schöpfung ohne Leben und ein Chaos ohne Geist.

Glocken, tönt! Kanonen donnert! Aller Segen kommt von oben!
Blast, ihr Dichter, die Posaunen! Denn die Prinzen soll man loben.
Zweifel, nüchterner Geselle, schau die Menge hochgestimmt,
Wie sie trunken den Johannes schon für den Erlöser nimmt!

O Erlöser, tu ein Wunder! Öffne diesem Volk die Augen!
Schade freilich, daß nur Fürsten zum Erlösertume taugen.
Wohl vergessen und verschollen wäre längst der heil'ge Christ,
Hätt' die Bibel nicht bewiesen, daß er kein Plebejer ist.

In der kaiserlichen Hofburg jubilieren sie und zechen,
An des Wahnsinns düstrer Stätte, in dem Hause der Verbrechen,
Und die vielbelobte Treue — daß der Himmel sie verdamm'! —
Schlingt die buhlerischen Arme um den alten Sünderstamm.

Freude herrscht in Trojas Hallen — die Minister sind geraten,
All die glühenden Apostel wandeln sich in Apostaten:
Wie ergiebig ist die Ernte, und die Schnitter, wie behend,
Und wir dreschen ruhig weiter leeres Stroh im Parlament.

Aber tückisch im Verstecke lauert Austria, die Spinne,
Lauert, wie sie das Vertrauen dummer Fliegen sich gewinne,
Und an ihrem Spinnefaden reihn wir zu der Einheit Kranz
Vierunddreißig schöne Perlen unsres deutschen Vaterlands.

Und was bringt er dir zum Danke? Edelstein aus allen Kronen,
Bringt als schönste Morgengabe dir den Fluch der Nationen.
Habsburg! — Lothringen! Der Herrschsucht unerbittliches Gesetz
Erbt von Österreich dem Henker auf den Schlächter Windischgrätz.

Wehe ruft im Todeskampfe, Wehe das zertretne Böhmen,
Ewig wie die Flut der Weichsel wird des Polen Klage strömen,
Eine neue Trauerbotschaft kündet uns der Flammenschein:
Die Barbaren ziehen heute in den Dom von Mailand ein. —

Dich vergiften deine Ärzte, die den Samen der Verwesung
In die Adern dir geträufelt: hoffe nicht mehr auf Genesung,
Krankes Deutschland, nur im Fieber sprachst du von der neuen Welt,
Denn der Acker der Geschichte bleibt von Knechteshand bestellt.

Schau, wie sie am Wege stehen, hunderttausend Domestiken,
Bettelnd einen Strahl der Gnade sich von des Erlösers Blicken!
Feiger Pöbel, laß erschallen deiner Stimme Donnerkraft!
Alles treibst du mit Behagen, doch du dienst mit Leidenschaft.

Gestern war es, daß sie riefen: Barrikaden! Barrikaden!
Und im Bußhemd vor dem Volke stand der Fürst von Gottes Gnaden.
Unnütz in den Sand zerronnen ist das letzte Heldenblut,
Schneckensaft der Rest — zum Färben eines Purpurmantels gut.

Die Cäsaren kommen wieder nach den Idus dieses Märzen,
Noch einmal sind wir belogen und der Himmel wollte scherzen.
Schließt euch, schließt euch, Hoffnungsblüten! denn ihr seid zu früh erwacht,
Und Europa deckt noch immer kalt und stumm die alte Nacht.

Opfern wir dem neuen Götzen, daß in einer Weihrauchwolke
Sich verhülle und vergrabe diese Schmach dem deutschen Volke!
Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Schmeichle, schmeichle, feiles Erz!
Geht ein jeder Schuß doch mitten durch der jungen Freiheit Herz.

33. Dem Erzherzog Reichsverweser zum Abschied.

Von Franz Dingelstedt.

„Mit Sang und Klang, als Reiches Retter
Begrüßt, im Römer kam er an,
Ein Rauschen ging durch alle Blätter
Auf seiner Triumphatorbahn;
Und nun, da — ungekrönt! — er wieder
Verläßt die Krönungsstadt am Main,
Nun soll sein Gehen ohne Lieder,
Soll klanglos sein Verschwinden sein?

Wo sind sie denn, die Patrioten,
Die großen und die kleinen Herrn,
Die damals in der Not der Noten
Lobsangen dem Johannes-Stern?

Wohl sah ich ihrer viel' erscheinen
Vor ihm glückwünschend und gebückt,
Doch heute seh' ich keinen, keinen,
Der ihm die Hand zum Abschied drückt.

Vor jener Sonne, die gen Norden
Verhüllt und zögernd sich erhebt,
Ist bleich der schöne Stern geworden,
Der dienstbar ihr voraufgeschwebt,
Und dennoch war sein Amt das schwerste,
Das jemals einem Stern gesetzt:
Er kam im Grau'n der Nacht der erste,
Und schwand im Morgengrau'n zuletzt. . . . —

„Nein, schmäht uns unklar nicht den Alten
Auf seines Weges letztem Schritt,
Der viel gelitten, viel gehalten,
Der tiefer als wir alle litt.
War es die Schuld des wackern Mannes,
Daß in der Wüste zu Berlin
Auf ihn, den taufenden Johannes,
Noch kein getaufter Christ erschien? . . . —

. . . Einst, wann die Flut des Zeitenstromes
So hoch nicht mehr wie heute geht,
Wann unsres deutschen Einheitsdomes
Glanzvolle Spitze fertig steht:
Dann wird an den granit'nen Vesten
Als echter Eck- und Quaderstein
Der Name Johann bei den Besten
Des deutschen Volks gesegnet sein."

34. Deutsche Kaiserkrone. 1848. 1849.

Von Anastasius Grün.

Wie hat im letzten Märzen
Der Sonnenbrand gekocht,
Wie habt ihr deutschen Herzen
Gelodert und gepocht!
Eu'r Pochen, das zermalmte
Die ehrnen Götzen im Fall,
Von eurem Lodern qualmte
Zerschmolzenes Kronmetall.

Und Frankfurt hieß die Esse,
Dort steigt aus Flammen wohl,
Daß sich's in Formen presse,
Der neuen Zeit Symbol;
Die Glut verzehrt den Flitter,
Womit sich Schmach umhing,
Und schmilzt die Trümmer und Splitter
Zum mächt'gen Einheitsring.

Im neuen Märzen ging es
Aus dunkler Form zutag:
Da statt des mächt'gen Ringes
Ein machtlos Krönchen lag.
Ein Schrei erscholl im Lande:
Weh, ein mißratner Guß!
Solch ungeheurem Brande
So jammervoller Schluß!

Dies Mißgeschick zu heilen,
Erlahmt noch manche Hand;
Lang müßt ihr feilen, feilen
Die Zacken vom Kronenrand,
Wenn nicht, sie umzuschmelzen
Aufs neu es lodern muß
Und eherne Wogen wälzen
Zu neuem, bessern Guß.

35. In der Paulskirche am 18. Oktober 1849.

Von Feodor Löwe.

Das Tor verriegelt, diese Stufen leer,
Die sie mit stolzem Sinn hinangestiegen,
Drin die Tribüne, drauf kein Redner mehr
Wo mancher sprach, der besser still geschwiegen;
Die Galerien rings verwaist und stumm,
Die obligaten Bravo sind verklungen.
Die Märzapostel ziehn im Land herum.
Und wortlos klagen diese Fahnenzungen.

Seltsames Schicksal dieses Tempelbaus!
Du Haus des Herrn, es mangeln dir die Beter!
Der Geist zog ein und trieb den Gott hinaus:
Du Haus des Herrn, wo sind die Volksvertreter?
Verweht, verloren wie des Seemanns Pfiff
Im Meeressturm auf halbgebrochnem Schiffe
Ist der Erfolg von jenem „kühnen Griff"
Verloren durch die vielen kühnen Griffe.

Sieh hier die Pulte: der saß da, der dort,
Die Schafe rechts, die Böcke stets zur Linken.
Von hier herüber klang das ehrne Wort
Wie Glocken voll und scharf wie Schwerterblinken.
Ein milder Herr der Herrn stand hier der Greis,
Der klugen Rede wohlgewandter Leser —
Welch ein Moment! — du gutes Haupt so weiß,
Das Haupt von Deutschland, deutscher Reichsverweser!

Weit offen und bekränzt war das Portal;
Zahlloser Stimmen jubelndes Geschreie,
Die Sonne sandte ihren hellsten Strahl
Dem schönen Tage der Johannisweihe.

Was hier gesprochen ward, der Liebesschwur,
Drang durch das Land im Wort, im Bild, im Drucke:
„Welch Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur!"
Ein Habsburg stand im trikoloren Schmucke!

Still! Still! O diese Wände sind entwöhnt
Der lauten Rede wie des Weihrauchs Düften!
Wie jeder Schritt dumpf klingend widertönt,
Als schritten wir dahin auf Totengrüften!
Und ist der Tempel nicht ein großes Grab,
Darinnen unsre besten Wünsche modern,
Der schnellzerbrochne kühne Herrscherstab,
Gerechtes Wollen und tolldreistes Fordern?!

Der Pulte Grün, wenn auch bestäubt, noch gut,
Der Arbeit Merkmal drauf, die schwarzen Flecken:
„Wenn man hier wieder schreibt, schreibt man mit Blut,
Das zieht daher wie ein Septemberschrecken!"
Woher der böse Spruch? Wir sind nur zwei,
Der Führer nur und ich! — Von welchem Munde?
Geist dieser Wölbung, war's ein Warnerschrei,
Der einst verloren ging in böser Stunde? —

Hier hat Lichnowskys Feueraug' geblitzt.
Da Auerswald, dort Blum — er nun als Dritter!
Die Pulte sind von Fremden arg verschnitzt,
Es nimmt sich leicht ein Stückchen Tuch, ein Splitter;
Hei, ja, das ist des frommen Räubers Spur,
Der Ehrfurcht Zeuge oder tiefer Schmerzen!
Wohl mancher schnitt mit einem Racheschwur,
Ein anderer mit heißbewegtem Herzen.

Ha diese Pulte! Wie sie seltsam mich
Und wie zum Hohn der dreigefärbten Fahnen
An dich, mein armes Vaterland, an dich,
Das tiefer noch als sie zerschnittne, mahnen!
Wo deine Größe, wo dein junger Stolz,
Wo deines Mutes frisches Atemholen?
Am Tage nackt liegt nun das rohe Holz!
Das schöne Grün der Hoffnung ist gestohlen.

Hinaus! — Gottlob! — Wie scheint das tiefe Blau
Des freien Himmels jetzt mir doppelt heiter!
Ein gutes Denkmal, Frankfurt, ist der Bau
Und ein Magnet für deine Fremden weiter.

Er bringt ein hübsch Stück Geld in deinen Sack,
Ein neuer Segen für die Krämerkasse.
Geht mir mit eurer Freiheit! — Dummer Schnack!
Fort, Kutscher, in die Eschenheimer Gasse!

36. Elegie am 11. März 1850.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Soll uns keine Hoffnung werden,
Keine mehr in unserm Leide?
Ach, der erste Baum, der grünet,
Ist die deutsche Tränenweide.

Unter Tränen kommt der Frühling
Heim dem armen Vaterlande.
Soll nicht er, nicht alles weinen
Über unsre Schmach und Schande?

Kannst du heute dich noch rühmen
Deiner Reben, deiner Eichen?
Deutschland, nimm die Tränenweide
Jetzt zum Wahr- und Lebenszeichen!“

II. Geibels politische Gedichte

a) bis 1850.

Vorbemerkung: Die Gedichte sind fast durchweg in chronologischer Reihenfolge angeordnet, wie sie von ihm in einem dem Literarhistoriker K. Goedeke und einem anderen seiner Frau gehörigen Exemplar bezeichnet worden sind, und den im Verlage der J. Cotta'schen Buchh. Nachf. erschienenen Werken entnommen. In seinen „Gesammelten Werken“ hat Geibel häufig eine nicht richtige Entstehungszeit angegeben, um persönliche Beziehungen und Anlässe zu verbergen.

1.

Seit zum Jüngling ich erstand
Aus der Kindheit Traume,
Dir gehör' ich, Vaterland,
Wie das Blatt dem Baume.

Meines Wesens Eigenbild
Hast du mir gegeben,
Und aus deiner Wurzel quillt
Fort und fort mein Leben.

Was aus deiner Zweige Nacht
Spricht in Geisterzungen,
Das nur hält mit stiller Macht
Mein Gemüt bezwungen.

Und wieviel im Waldrevier
Auch der Stimmen schallen,
Stets am schönsten singen mir
Deine Nachtigallen.

Wenn dein Wipfel himmelwärts
Rauscht in Tau und Sonne
Schauert leise durch mein Herz
Ein Gefühl der Wonne;

Aber wenn im Sturmgetos
Deine Zweige schwanken,
Schwankt es mit in ruhelos
Sorgenden Gedanken.

Nie den Spalt in deinem Schaft,
Der durch Mark und Rinden
Unvernarbt noch immer klafft,
Lernt' ich zu verwinden.

Doch der Hoffnung auch entsagt
Meine Seele nimmer,
Daß dereinst ein Morgen tagt,
Der ihn schließt für immer.

2. Friedrich Rotbart.

Tief im Schoße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
In umfängt der Rüstung Pracht
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie eh'rne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf, wie er.

Heinrich auch, der Ofterdinger,
Ist in ihrer stummen Schar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruht dem Sänger
In der Linken ohne Klang;
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln dröhnend
Tut sich auf das eh'rne Tor:
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich
Und aufs neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

3. Heimweh.

O Heimatliebe, Heimatlust,
Du Born der Sehnsucht unergründet,
Du frommer Strahl, in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis ins Mark,
Das uns das Tal, da wir geboren,
Mit tausendfarb'gem Schimmer schmückt,
Und wär's im Steppensand verloren,
Und wär's von ew'gem Schnee gedrückt:
Wohl keinem ward zum tiefsten Grunde
Von deiner Allgewalt die Kunde,
Der pilgernd nie aus seinem Ohr
Der Muttersprache Laut verlor,
Und nie, an fremder Tür gesessen,
Der Fremde bittres Brot gegessen.

Doch wer vom eignen Herd verbannt
Irrt in ungastlich fernem Land,
Der Wandrer, der auf wüstem Meer
Nur Luft und Wasser sieht umher,
Der Pilger, der mit kecken Sinnen
Durch Wälder, über Bergeszinnen
Auf irrem Pfad zu weit geschweift,
Der ist's, den deine Macht ergreift;
Doch wandelt ihm sich im Gemüte
Zum scharfen Dorn die Rosenblüte,
Du ziehst, o milde Heimatlust,
Als Heimweh durch die kranke Brust.

---

4. Türmerlied.

Wachet auf! ruft euch die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne,
Wach auf, du weites deutsche Land!
Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset
Und wo sich türmt der Düne Sand!
Habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert,
Jede Stunde!
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit!
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

Hört ihr's dumpf im Osten klingen?
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,
Der Geier, der nach Beute kreist.
Hört im Westen ihr die Schlange?
Sie möchte mit Sirenensange
Vergiften euch den frommen Geist.
Schon naht des Geiers Flug.
Schon birgt die Schlange klug
Sich zum Sprunge;
Drum haltet Wacht
Um Mitternacht
Und wetzt die Schwerter für die Schlacht.

Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt;
Keusch im Lieben, fest im Glauben,
Laßt euch den treuen Mut nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt!
Das Kreuz sei eure Zier,
Eu'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohl gestellt.

Herr, den der Engel Zungen loben,
Sieh herab vom Himmel droben,
Sei gnädig diesem deutschen Land!
  Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke,
Und lehr uns stark sein Hand in Hand!
    Sei du uns Fels und Burg,
    Du führst uns wohl hindurch.
      Halleluja!
     Denn dein ist heut
     Und alle Zeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.

5. Einleitung zu den „Zeitstimmen".

Sommer 1841.

In vor'gen Tagen manch ein Lied von Lust und Liebe sang ich euch,
So wie's zur schönen Rosenzeit der Vogel singt im Waldgesträuch;
Die Jugend floh, die Lust erlosch, da stellt' ich alles Singen ein,
Und alten Sagen forscht' ich nach in Spaniens Pomeranzenhain.

Da kam ein Beben in die Welt, hohlbrausend wuchs der Zeiten Sturm,
Die Eiche bog ihr knotig Haupt, in seinen Festen brach der Turm;
Und als ich nun vom Pergament die Augen hob und sah umher,
Da schien der Osten feuerrot, im Westen hing's gewitterschwer.

Und rings die Völker sah ich stehn im Widerschein des Flammenlichts,
Gewappnet und erwartungsvoll, als harrten sie des Weltgerichts;
Doch murrt' es auch nur dumpf und fern, ich sah, daß nah ein Kampf uns ist
Von Nacht und Licht, von Geist und Stoff, ein Kampf von Gott und Antichrist.

Und mächtig faßte mich Begier, mitauszufechten solchen Streit,
Doch was vermag ein einz'ger Arm, ein schwacher Arm in unsrer Zeit?
Da sprach mein Herz: es ist der Reim des Sängers Wehr in Ernst und Scherz.
Und da von Erz die Zeiten sind, so sei'n die Lieder auch von Erz.

Wohlauf, wohlauf denn mein Gesang, und wandle klingend deinen Schritt!
Ich geb' als werten Talisman das Kreuz dir in die Schlachten mit;
Der Freiheit Röslein hell im Schild, des Geistes Schwert in fester Hand,
So schreit', ein wackrer Rittersmann, geharnischt durch das deutsche Land.

Und lächelt ihr, daß meine Brust so sicheres Vertrauen hegt,
Bedenkt: es ist das Dichterherz die Glocke, die die Stunde schlägt;
In ihm versammelt sich der Hall, der murmelnd läuft von Haus zu Haus,
Und vollen Schwunges sendet's ihn melodisch in die Welt hinaus.

6. Kreuzzug.

Frühjahr 1841.

O Schmach und Schimpf Europa dir und deiner tatenlosen Ruh!
In Flammen steht Jerusalem, und träge feiernd schaust du zu;
Das Grab, darin der Heiland lag, es ward der Muselmänner Spott.
Doch du verrätst in schnödem Geiz noch heut wie Judas deinen Gott.

Hätt' ich ein Lied so rot wie Blut und laut wie Kriegstrompetenschall,
Zu allen Thronen sendet' ich's, bis daß es fände Widerhall,
Von Land zu Lande sollt' es ziehn durch alles Volk des Okzidents
Und werben für die heil'ge Stadt wie jener Mönch von Amienz.

Ja, rufen sollt' es aus dem Grab die Zeit von Ruhm und Taten voll,
Als vor der Andacht mächt'gem Hauch hochflatternd jedes Banner schwoll,
Als, wo es Gottes Sache galt, der Greis der Narben nicht gedacht,
Und froh sein sechzehnjähr'ges Blut der blonde Knabe dargebracht.

Da wälzte sich lawinengleich durch Land und Meer der Kriegesruf,
Da funkelt' hell das Christenschwert, da klang des Christenrosses Huf,
Wie Judas Wolkensäule zog das Kreuz den Streitern hoch voran!
Bis sie vom Ölberg Zions Burg im Morgenrote vor sich sahn.

Ei, wie so anders lenkt ihr Schiff die Staatskunst jetzt in schlauer Pflicht,
Am Steuer sitzt der Eigennutz und die Devis' heißt: Gleichgewicht;
Jetzt wird auf morschem Minarett der rost'ge Halbmond klug gestützt,
Und mit der Feuerschlünde Wut des alten Erbfeinds Reich geschützt.

O England, Meeresfürstin, wird dein weißer Fels nicht rot vor Scham,
Denkst du an Richard Löwenherz, der Ehre kühnen Bräutigam?
O Deutschland, rauscht auf deinen Höhn der Wald nicht nach Prophetenart,
Dir zu verkünden, wie da starb dein Kaiser mit dem roten Bart?

O Frankreich, ist in deinem Ohr denn klanglos das Gerücht verhallt,
Wie deiner Söhne Panzerschritt gen Sonnenaufgang einst gewallt?
Tönt aus gewölbter Königsgruft zu Saint Denys um Mitternacht
Des heil'gen Ludwigs Stimme nicht und ruft zur Sarazenenschlacht?

Das waren Helden! Ob am Gaum der letzte Tropfen war verdorrt,
Sie achteten des Durstes nicht, sie hielten fest und kämpften fort,
Die Wüste trank der Schlachten Blut, auf fahlen Flügeln kam die Pest,
Der Sandwind grub die Leichen ein — sie kämpften fort und hielten fest.

Jetzt gilt es nicht mehr, jahrelang die heißen Steppen zu durchziehn.
Nicht mehr mit braunen Reitern steht entgegen euch ein Saladin;
Nur eines Winkes braucht's von euch, und eurer Feinde Burg zerbricht,
Nur eines Winkes, und befreit ist Zion — doch ihr winket nicht!

O Schmach und Scham Europa dir und deiner tatenlosen Ruh!
In Flammen steht Jerusalem, und träge feiernd schaust du zu,
Das Grab, darin der Heiland lag, es ist der Muselmänner Spott,
Doch du verrätst in schnödem Geiz noch heut wie Judas deinen Gott.

7. Das Negerweib.

O Herz und schaue nicht nach Westen unverwandt,
Im Sonnenuntergang liegt nicht der Freiheit Land;
Was ist's, das dort hinaus dich triebe?
Dort rauscht kein Lorbeer für des frommen Sängers Gruft,
Dort sind die Vögel stumm, die Blumen ohne Duft,
Die Menschenherzen ohne Liebe.

Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und im Laub des Zuckerahorns farb'ge Papageien schwirren,
Sitzt das Negerweib, den Nacken bunt geziert mit Glaskorallen,
Und dem Knäblein auf dem Schoße läßt ein Schlummerlied sie schallen:

Schlaf, o schlaf mein schwarzer Knabe, du zum Jammer mir geboren,
Eh' zu leben du beginnest, ist dein Leben schon verloren,
Schlaf, o schlaf, verhüllt im Dunkeln ruhn dir noch der Zukunft Schrecken,
Nur zu früh aus deinen Träumen wird der Grimm des Herrn dich wecken.

Was die Menschen Freude heißen, wirst du nimmermehr empfinden,
Dort nur fühlt sich's, wo des Nigers Wellen durch die Flur sich winden.
Nie den Tiger wirst du fällen mit dem Wurf der scharfen Lanzen,
Nie den Reigen deiner Väter zu dem Schlag der Pauke tanzen.

Nein, dein Tag wird sein voll Tränen, deine Nacht wird sein voll Klagen,
Wie das Tier des Feldes wirst du stumm das Joch der Weißen tragen,
Wirst das Holz der Weißen fällen, und das Rohr den Weißen schneiden,
Die von unserm Marke prassen und in unsern Schweiß sich kleiden.

Kluge Männer sind die Weißen, sie durchfahren kühn die Meere,
Blitzesglut und Schall des Donners schläft in ihrem Jagdgewehre,
Ihre Mühlen, dampfgetrieben, regen sich mit tausend Armen,
Aber ach, bei ihrer Klugheit wohnt im Herzen kein Erbarmen.

Oftmals hört' ich auch die Stolzen sich mit ihrer Freiheit brüsten,
Wie sie kühn vom Mutterlande losgerissen diese Küsten,
Aber über jenen Edlen, der mit Mut das Wort gesprochen,
Daß die Schwarzen Menschen wären, haben sie den Stab gebrochen.

Süß erklinget ihre Predigt, wie ein Gott für sie gestorben,
Und durch solche Liebesopfer aller Welt das Heil erworben;
Doch wie soll das Wort ich glauben, wohnt es nicht in ihren Seelen?
Ist denn das der Sinn der Liebe, daß sie uns zu Tode quälen?

O du großer Geist, was taten meines armen Stamms Genossen,
Daß du über uns die Schalen deines Zornes ausgegossen!
Sprich, wann wirst du mild dein Auge aus den Wolken zu uns wenden?
Sprich, o sprich, wann wird der Jammer deiner schwarzen Kinder enden?

Ach, das mag geschehen, wenn der Mississippi rückwärts fließet,
Wenn an hoher Baumwollstaude dunkelblau die Blüte sprießet,
Wenn der Alligator friedlich schlummert bei den Büffelherden,
Wenn die weißen freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen werden.

8. Was uns fehlt.

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Es ist in leere Nüchternheit die ganze Welt versunken,
Und keine Zunge redet mehr vom heil'gen Geiste trunken;
Die Poesie, das fromme Kind, ist scheu von uns gewichen,
Der Himmel dünkt uns trüb und grau, und Sonn' und Mond verblichen;
Die groß geschaut und groß gebaut, sie schlummern in den Särgen,
Auf ihren Gräbern kriechen wir als ein Geschlecht von Zwergen,
Nichts blieb uns, als die schlimme Kunst, zu zweifeln und zu richten,
Und wenn sich ein Gigant erhebt, so ist er's im Vernichten.
Wohl grübelt ihr und möchtet gern das große Rätsel lösen,
Aus welchem tiefverborgnen Quell der Strom sich wälzt des Bösen,
Ihr eilt geschäftig hin und her, um Wust auf Wust zu türmen,
Ihr meint mit eures Witzes Rat den Himmel zu erstürmen,
Doch seht, nur eines Donners Schlag, nur eines Blitzes Flammen,
Und eurer Weisheit Pelion und Ossa stürzt zusammen.

Ich aber sage euch: fürwahr, es wird nicht anders werden,
Bis ihr den Blick nicht himmelwärts erhebt vom Staub der Erden,
Bis ihr dem Geist der Liebe nicht, dem großen Überwinder,
Demütig euer Herz erschließt und werdet wie die Kinder;
Denn wo die Liebe wohnt, da hat ein ew'ger Lenz begonnen,
Da grünen alle Wälder auf und rauschen alle Bronnen,
Ihr offenbart sich, was dem Blick der klugen Welt verborgen,
In trüber Dämmrung sieht sie schon den rosenroten Morgen,
Das Brausen wird ihr zur Musik, zum Reigen das Gewimmel,
Helljauchzend steigt ihr Lied empor auf Flügeln in den Himmel,
Sie ist ein Kind und doch ein Held mit unbesiegten Waffen,
Und weil sie noch an Wunder glaubt, so kann sie Wunder schaffen.

9. Italien.

O wie eigen wird dem Wandrer, der entflohn des Nordens Haft,
Nach dem heißersehnten Süden lenkt die frohe Pilgerschaft,
Wenn er von des Gotthards Gipfel, der in ew'gem Eise schweigt,
Langsam durch die Morgendämmrung gen Italien niedersteigt.

Leise teilen sich die Nebel, und es wird so lau die Luft,
Aus der Tiefe wie ein Grüßen weht empor verlorner Duft.
Noch ein Vorsprung! — sieh und unten weit und blühend lacht das Tal,
Dichte Gärten, Silberseen überglänzt vom Morgenstrahl.

Aus den Hügeln quellen Rosen, um die Ulmen rankt der Wein,
Schlanke Marmorsäulen schimmern winkend im Zypressenhain,
Dort die Berge lorbeerwaldig, hier das blaukristallne Meer,
Und der Himmel wie ein liebend Mutterauge drüber her.

Und dazwischen buntgekleidet buntes Volk in Tal und Höhn,
Braune Buben, stolze Frauen wie des Landes Rosen schön,
Wintertanz auf allen Bergen, in den Häusern Zitherschall,
Lust'ge Lieder in den Barken, Klang und Jubel überall.

Wahrlich, solltest du nicht meinen, ausgestürzt auf dieses Land
Seiner Freuden vollsten Becher hab' ein Gott mit trunkner Hand?
An dem Länderbaum Europens sei's der blütenvollste Zweig,
Wie an grünen Laubgewinden, so an goldnen Früchten reich?

Aber ach, der bittern Täuschung! Unter diesem farb'gen Scherz,
Wie die Natter unter Blumen, lauscht ein tief verborgner Schmerz,
Jener Schmerz, der nimmer rastet, daß die alte Tugend starb,
Daß die Freiheit ging verloren, und ein Heldenvolk verdarb.

O Italien, du der Künste Mutter, stolzes schönes Weib,
Träg'rin einst der höchsten Kronen, siech und elend ward dein Leib,
Dieser holde Rosenschimmer, der so reizend dich umblüht,
Ach, es ist des Fiebers Hitze, das in deinen Adern glüht.

Ja, es will mich oft gemahnen, aller deiner Blumen Glanz
Lieg' um deine kranken Schläfe fertig schon als Totenkranz.
Ja, als sei'n Vesuv und Ätna lodernd nur dahingestellt
Fackeln an dem Sterbelager einer Königin der Welt. —

Aber nein! Noch lebt die Hoffnung, ob auch tief versteckt im Weh;
Kennst du nicht das Lied vom herben Kummer der Penelope?
Schön wie du vor vielen andern ward wie du sie vielumfreit, —
Und der Fremden Schwarm verpraßte frech des Hauses Herrlichkeit.

Zwanzig Jahr die Purpurwolle spann sie weinend auf dem Thron,
Zwanzig Jahr mit bangen Seufzern zog sie groß den teuern Sohn,
Zwanzig Jahr getreu dem Gatten blieb sie und getreu dem Gram,
Harrend, hoffend, Boten sendend — sieh, und ihr Odysseus kam.

Weh den übermüt'gen Freiern, als genaht des Rächers Gang.
Als von bittern Todespfeilen sein gewalt'ger Bogen klang!
Von dem roten Blut der Frechen troffen Säul' und Estrich da,
Und ein schrecklich Fest der Rache ward erfüllt auf Ithaka.

Kennst du jenes Lied, Italia? Hör's und harre mutig aus,
Wie sich auch die Freierschwärme drängten in dein adlig Haus;
Deine Söhne zieh zu Männern unter Tränen früh und spat!
Wein' und hoff'! Es kommt die Stunde, wo auch dein Odysseus naht.

10. Gesicht im Walde.

Ich hatte mich verirrt im tiefsten Wald,
Schwarz war die Nacht, unheimlich troff der Regen,
Der Sturm ging in den Wipfeln wild und kalt.

Da sah ich plötzlich unfern meinen Wegen
Durchs feuchte Laub blutrote Funken sprühn,
Und Hammerschläge dröhnten mir entgegen.

Durch Dornen und durch Buschwerk drang ich kühn,
Und bald gewahrt' ich, rings vom Wald umfangen,
In hoher Hall' ein Schmiedesfeuer glühn.

Drei Riesen waren's, die die Hämmer schwangen,
Berußt, die Augen nur aufs Werk gekehrt,
Dazu sie schauerliche Weisen sangen.

Sie schmiedeten an einem großen Schwert,
Zweischneidig war's, der Griff als Kreuz gestaltet,
Die Kling' ein Strahl, der züngelnd niederfährt.

Und einer sang in Tönen, fast veraltet,
Doch also tief, wie wenn emporgeschwellt
Der mächt'ge Hauch in dumpfer Orgel waltet:

„Es rührt im Birnbaum auf dem Walserfeld
Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsschwert muß fertig sein,
Und unser Werk hat Eile, Eile, Eile!"

Er schwieg, und singend fiel der zweite ein
Mit einer Stimm', als wollt' er aus den Grüften
Mil Erzposaunenschall die Toten schrei'n:

„Es hat zu Nacht gedonnert in den Klüften
Des alten Bergs, den man Kyffhäuser heißt,
Und einen Adler sah ich in den Lüften.

Wie Sturmesrauschen klingt es, wenn er kreist,
In seinen Fängen trägt er Blitzeskeile,
Die Rabenbrut entflieht, wo er sich weist.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Zur rechten Stunde sei das Werk getan;
Das Kreuzesschwert hat Eile, Eile, Eile!"

Und tief einfallend hub der dritte an,
Das scholl, wie unterird'sche Donner grollen,
Wenn sich die Lava rühret im Vulkan:

„Die Zeit ist schwanger; aus den dürren Schollen
Wird eisern aufgehn eine Kriegersaat,
Sein rotes Banner wird der Kampf entrollen.

Drum schreiten hohe Geister früh und spat
Durchs deutsche Land, und pochen an die Türen,
Und mahnen laut: der Tag des Schicksals naht!

Viel eitles Blendwerk wird der Feind erküren,
Mit Lächeln locken, dräu'n mit Blitzgeschoß,
O lasse keiner dann sein Herz verführen!

Denn Füße nur von Ton hat der Koloß,
Und stürzen wird er über kurze Weile,
Im Fall begrabend seiner Knechte Troß.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Ihr Bälge blast, ihr Funken sprüht empor!
Das Schwert des Siegs hat Eile, Eile, Eile!"

So sangen sie. Dann schwieg der dumpfe Chor,
In kaltem Schauer bebten meine Glieder,
Doch wagt' ich nicht mich in der Halle Tor.

Zurück ins schwarze Dickicht floh ich wieder,
Und sah verlöschend bald der Flamme Licht,
Noch bang im Haupt noch summten mir die Lieder.

Kaum weiß ich jetzt, war's Traumbild, war's Gesicht?
Doch mahnt es, daß auch wir das Schwert bereiten,
Das Schwert des Geistes, welches nie zerbricht.

Wachet und betet! Schwer sind diese Zeiten.

11. Lied des Alten im Bart.

Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser,
Im Winde klingt ein kaltes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser.

Mein Sinn ist wild, mein Sinn ist schwer,
Ich kann nicht lassen vom Lauschen;
Es klingt, als zög' in den Wolken ein Heer,
Es klingt wie Adlers Rauschen.

Viel tausend Herzen sind entfacht
Und harren wie das meine,
Auf allen Bergen halten sie Wacht,
Ob rot der Tag erscheine.

Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis' und leiser —
Wann weckst du sie mit Drometenlaut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser!

12. Barbarossas Erwachen.

Jüngling.

Durch den Wald, durch den Wald,
Den Felsenspalt
Klimm' ich hinunter,
Alter Kaiser, zu dir,
Und rufe dich munter.
O nimm von mir
Die Last, den Kummer!

Kaiser.

Was störst du mich aus hundertjähr'gem Schlummer?
Rede, Geselle!

Jüngling.

Draußen toset die Brandung der Zeit.
Sie warf mich wie die sterbende Welle
Hier aus in deine Einsamkeit.
O, eh' ich mich wieder hinunterwage,
Sag wie ich's trage!
Gib Rat, gib Weisheit!

Kaiser.

Was fandest du?

Jüngling.

Nirgends Ruh!
Überall ein Stürmen, ein Drängen
In den Herzen, in den Gesängen.
Nirgends mehr ein sicheres Bildnis,
Alle Farben fließend verwischt,
Und in sündlicher Wildnis
Nacht und Klarheit,
Lüg' und Wahrheit,
Recht und Frevel zusammengemischt.

Kaiser.

Und im Volke die Alten?

Jüngling.

Die stützen und halten,
Halten das Gute, halten das Schlimme.
Sie hören nicht die Gottesstimme,

Die nächtlich durch das Land sich schwingt,
Und leise lockend, leise
Wie eine Frühlingsweise
Von einer reichen Zukunft singt.
Der Lenz ist ihnen zu grün,
Zu hell die Sonne,
Der Jugend schwellende Wonne
Zu stolz, zu kühn.
Sie zertrümmern feindlich die Flasche
Voll feurig gärenden Weins,
Und wissen nur eins:
Die Flamm' ist gefährlicher als die Asche.

Kaiser.

Aber die Jungen?

Jüngling.

Die schelten und meistern mit kecken Zungen;
Nichts ist ihnen recht,
Alles soll anders werden
Im Himmel und auf Erden,
Und wer nicht mitschreit, heißt ein Knecht.
Sie möchten das Höchste zu unterst kehren,
Um selbst zu herrschen nach eignem Begehren;
Der Glaub' ist ihnen ein Fastnachtsscherz,
Eine Torheit das Herz.
Ach, und so viele
Treiben's zum Spiele!
Nach Freiheit rufen sie männiglich,
Und sind der eigenen Lüste Knechte;
Sie reden vom ewigen Menschenrechte
Und meinen doch nur ihr kleines Ich.
Sie wollen der Wahrheit Schlachten schlagen
Und die Lüg' ist ihr Schwert,
Wollen die Welt auf den Schultern tragen
Und ordnen kaum den eignen Herd.

Kaiser.

Toren! Sie schießen nach den Sternen,
Doch sie werden das Treffen nicht lernen.
Die Welten wandeln ihren Gang
Ruhig entlang,
Und lächeln auf die Knaben herunter.

Jüngling.

Aber es sind auch andre drunter,
Ein welfisch ehrenwert Geschlecht;
Sie klagen um zertretnes Recht,
Sie haben geredet, gerufen,
Vor den Hallen, an den Stufen,
Sie haben geläutet unverdrossen
Im Trauergewand, in der Flehenden Kleid,
Aber es blieb vor ihnen verschlossen
Die Pforte der Gerechtigkeit.
Gilt es nicht da, das Schwert zu schleifen?

Kaiser.

Laß reifen! laß reifen!
Tändle nicht mit tödlichen Waffen!
Im alles verwettenden Spiele
Was magst du schaffen?
Denn wenn der Würfel nun anders fiele,
Als du gedacht?
Wenn unter des Fremdlings Sichelschneide
Die junge Saat hinsänke mit Leide,
Kaum zur grünen Hoffnung erwacht?
Harre, doch sei nicht angstbeklommen.
Der Lenz wird kommen
Plötzlich geboren über Nacht.

Jüngling.

Wie lange wird er noch verziehn!
Oft will die Last mich niederpressen —

Kaiser.

Wirf deine Sorgen all' auf ihn,
Der droben auf ewigem Stuhl ist gesessen!
Er hat auch euer nicht vergessen.
Die Stunde kennt er, die Wege.
Du aber pflege
Der Gabe, die er dir gnädig beschied,
In Tat und Lied.
Schaue fest auf das Ziel deiner Reise!
Der ist der Weise,
Der es nimmer vergaß;
Wirke treu im befriedeten Kreise,
Und halte Maß.

13. Auf dem Rhein.

Es fährt das Schiff im Morgenglanz hinauf den dunkelgrünen Rhein,
Vorbei an Städten voll Geläut, an Burgen hochumkränzt mit Wein,
An jenen Bögen, draus hervor der Silberarm der Mosel wallt,
Und an der Lurlei schwarzem Fels, von dem das Echo dreifach hallt.

Und sieh! Am Mast des Schiffes steht gelehnt ein fröhlicher Gesell,
Die Wange brennt ihm gar so tief, das Auge blitzt ihm gar so hell,
Und wie empor aus hohem Schlot des Dampfes schwarzer Wirbel zieht,
Da singt er in der Räder Takt mit lauter Stimm' ein frisches Lied:

„So sei gegrüßt, du schöner Strom, so klar und tief und doch so wild.
Führwahr, du bist in deiner Pracht des deutschen Sinnes schönstes Bild,
Drum, wer das Auge nur versenkt in deine Flut, gewalt'ger Rhein,
Der denket unbewußt mit Stolz des Glücks, ein deutscher Mann zu sein.

O heil'ger Strom, behüt' dich Gott! O deutsches Reich, sei stark und eins,
So weit das deutsche Wort erklingt, so weit man trinkt des deutschen Weins,
Halt' fest zusammen, doch nicht wie ein Bettlermantel bunt geflickt.
Nein, einem Banner sei du gleich, in dreißig Farben froh gestickt.

Kein Haufen sei von rohem Stein, der formlos sich zusammenfand,
Nein, ein Gebäude stolz und hoch gefügt von eines Meisters Hand,
Mit Giebeln und Altan geschmückt, mit Bögen, Erkern, Zinn' und Turm,
Auf sichern Pfeilern aufgeführt zum Trotz dem Wetter und dem Sturm.

Wenn Quader fest an Quader schließt, so steht die Burg durch Gottes Kraft,
So brauchen wir nicht Frankentum und nicht Baschkirenbrüderschaft;
Nur fülle jeder seinen Platz, und wer zum Eckstein nicht ersehn,
Dem sei's der Ehre schon genug, als Mauerstein im Bau zu stehn.

Ihr Fürsten, denen Gott verlieh des Purpurs und der Krone Zier,
O dämmet nicht am Strom der Zeit, die Zeit ist mächtiger als ihr,
Nein, weis' und mäßig steuernd nutzt, indem ihr sie beherrscht, die Flut,
Gebt frei das Wort! Vertraut dem Volk! Fürwahr das Volk ist treu und gut.

Ihr Ritter, die ihr reich und her auf euren Adelsschlössern haust,
Die ihr im hohen Rate sitzt, und führt das Schwert in eurer Faust,
Die ersten steht in jedem Kampf, wo's Recht und Licht und Wahrheit heißt.
Denn eure Würd' ist hohler Schall, so ihr nicht adlig seid von Geist.

Ihr Bürger, schaffet fröhlich fort am Herd im sichern Eigentum,
Ein treu Gemüt sei euer Dank, und eure Pflicht sei euer Ruhm,
Seid eurem Land ein fester Wall, ein fester Wall dem alten Recht,
Denn wer sich willig knechten läßt, verurteilt selber sich zum Knecht.

Und du mit Spaten, Hack' und Pflug, Gott grüß' dich wackrer Bauernstand,
Er gebe deinen Hügeln Wein und goldne Ernten deinem Land,
Sei fromm und einfach, schlecht und recht, halt fest an Gott und Fürstenhaus,
Gewiß, des Landesvaters Huld, des Himmels Segen bleibt nicht aus.

Und ihr, ihr Dichter, wachet auf! Es ist genug gescherzt, gespielt,
Legt ab das bunte Schellenkleid, und wenn der Welt ihr drin gefielt,
Nicht singet dumpfen Sinnenrausch, Unfrieden nicht und herben Spott,
In keuscher Schönheit führe sanft das Lied des Volkes Herz zu Gott.

Wie vor dem blütenvollen Lenz als Herold zieht die Nachtigall,
So schreitet vor der neuen Zeit im Feierkleid mit Klang und Schall,
Des Geistes Ritter sollt ihr sein, der Väter Glauben sei euch wert,
Ein klarer Spiegel euer Sinn und euer Wort ein flammend Schwert.

Fürwahr, sie irrten, die gesagt, die deutsche Poesie sei tot,
Nein, wenn ein Abend wirklich kam, so dämmert bald das Morgenrot;
Schon seh' ich fern am Horizont des neuen Tages goldnen Schein,
O laßt in seiner Frühe mich der ersten Lerchen eine sein!"

So sang der Sängerknab' und fing im hellkristallenen Pokal,
Darin das Gold der Rebe schwamm, des Morgens sonnenroten Strahl;
Dann schwenkt' er hoch den Wein und goß ihn opfernd von des Schiffes Rand,
Und von den Bergen klang es nach: Gesegnet seist du, deutsches Land!

14. An Georg Herwegh.

Februar 1842.

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch! Ich weis' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottesgnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten;
Daß jeglicher nach seiner Brust
Das Ärgste mag aus ihnen deuten?
Der Zwerg der matte Pfeile schnitzt,
Wohl, — schieß' er, ohne fest zu zielen;
Doch wer vom Wetterlicht umblitzt
Im Donnerwagen grollend sitzt,
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Führwahr, ein Sämann schreitest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung;
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.

Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweihn,
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefordert,
Die hast'ge Glut, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! Das ist nicht deutsche Art!
Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Um Freiheitsbanner dichtgeschart
So stehn auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt auch uns ist der Baschkir,
Der Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenen übermüt'gen Franken.
Wir wollen auch, daß frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluten;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub, der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,
Der Geist ist stärker als die Klingen.
Geharnischt steht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einst gefochten;
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nahn:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Drum tu dein Schwert an seinen Ort,
Wie Petrus tat, als er gesündigt;
Die Freiheit geht nicht auf aus Mord,
Blick nach Paris, das dir's verkündigt.
Vom Geist will sie gewonnen sein;
Doch wer ihr Kleid so rein und heiter
Mit blut'gem Makel mag entweihn,
Und säng' er Engelsmelodei'n:
Der ist der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf' ich keck dir ins Gesicht,
Keck in die Flammen deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

15. Den Verneinenden.

Ich will es immerhin euch gern erlauben,
Daß ihr mich rechnet als der Schwachen einen,
Doch sollt ihr meinem Auge nicht das Weinen,
Noch meinem Mund der Freude Lächeln rauben.

Zu eurer Höhe kann ich mich nicht schrauben,
Wo statt der Sonne frost'ge Sterne scheinen;
Ich kann nicht hassen bloß und bloß verneinen;
Dies Herz bedarf's, zu lieben und zu glauben.

Daß ihr euch Heiden nennet, hör' ich sagen,
Doch jene sahn den Gott im Sturm der Meere,
Den Gott in Donner und im Sonnenwagen,

Ihr aber möchtet frech mit erznem Speere
In Trümmer jedes Götterbild zerschlagen —
So bleibt euch nichts denn, als die große Leere.

16. An den König von Preußen.

Dezember 1842.

Ich habe nie nach Gunst gerungen,
Ich sang allein was ich gemußt;
Wie Rosen, frisch dem Lenz entsprungen,
So brach's hervor aus meiner Brust.
Und fröhlich streut' ich in die Winde
Die leichte, reiche Blumenpracht;
Ob sie der Freund, der Tadler finde,
Ich hab' es nie zuvor bedacht.

Doch dir, o Fürst aus edlem Stamme,
Der treu vor Gott sein Volk regiert,
Den schöner noch des Geistes Flamme
Als seiner Väter Krone ziert,
Auf den, wenn sich die Wolken schwärzen,
Als Leuchtturm schauet Deutschlands Kern;
Wie dank' ich dir aus tiefstem Herzen,
Wie dank' ich alles dir so gern!

Was ich in unsrer Wälder Stille,
An Hellas' Strand umsonst begehrt,
Das hat dein königlicher Wille
Aus freien Hulden mir gewährt:
Du gabst ein Leben mir, vom Staube
Des niedern Marktes unberührt,
Ein Leben, wie's im grünen Laube
Der freie Vogel singend führt.

So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.
Fern von dem Schwarm, der unbesonnen
Altar und Herz in Trümmer schlägt,
Quillt mir der Dichtung heil'ger Bronnen
Am Felsen, der die Kirche trägt.

Nicht, daß mir drum in Nacht versunken
Die Welt und ihre Schönheit sei,
Nein! Wer aus jenem Born getrunken,
Dem ward erst ganz die Lippe frei.
Sein ernster Mut mag fröhlich scherzen,
Des Grundes, drauf er steht, bewußt;
Er trägt erblüht im reinen Herzen
Den Rosengarten jeder Lust.

Und wo die grimmsten Qualen bluten,
In jeden Abgrund schaut es kühn,
Sieht er doch ob den finstern Fluten
Den Bogen der Versöhnung glühn.
Den Fluch, den Oedipus entsandte,
Er zeugt ihn neu aus heiterm Sinn,
Und schreitet unversehrt wie Dante
Selbst durch der Hölle Flammen hin.

So laß mich stehn, so laß mich ringen,
Und so durch Wonn' und Jammer gehn!
Kein eitel Spielwerk ist mein Singen,
Ich spür' in mir des Geistes Wehn.

Und ob auch der Vernichtung Tönen
Der Haufe rasch entgegenflammt:
Zu bau'n, zu bilden, zu versöhnen,
Fürwahr, mir dünkt's ein besser Amt.

Ob jemals ich den Kranz gewinne,
Des Dichters Preis, wer sagt es an!
Steil ragt empor des Ruhmes Zinne,
Und kaum betrat ich erst die Bahn.
Doch rührt von jenen dunkeln Zweigen
Ein Blatt auch nur die Stirne mir:
Der Mutter sei's geweiht zu eigen,
Dem deutschen Vaterland, — und dir.

17. Sonett.

(Aus den Herbstblättern Nr. XII.)

Der sei noch nicht des Lorbeers wert gehalten,
Zu dessen Wohllaut Ohr und Sinn sich neigen;
Dem Dichter sei der Blick des Sehers eigen,
Der fromm vertraut ist mit des Schicksals Walten.

Ihm muß im Kampf des Neuen sich und Alten
Durch alle Zeit des Lebens Werkstatt zeigen,
An Schuld und Sühnung muß sich ihm der Reigen
Der ew'gen Weltgesetze still entfalten.

Nur wenn er in sich trägt das Maß der Dinge,
Gebührt es ihm, daß er die Dinge schlichte,
Gelingt es ihm, daß er die Sphinx bezwinge.

Dann aber wird ihm alles zum Gedichte,
Denn alles wirkt und deutet mit im Ringe,
Und was er singt, ist wie die Weltgeschichte.

18. Mein Weg.

Ich hör' es wohl, es rufen die Partei'n:
„Komm her, und woll' uns endlich angehören!
Der rüst'ge Harfner sei zu unsern Chören,
Und schling' als Kranz dein Lied um unsern Wein."

Mein ewig Echo bleibt ein ruhig: Nein!
Denn zu der Fahnen keiner kann ich schwören;
Den Gott im Busen darf kein Schlagwort stören,
Ich folge meinem Stern und geh' allein.

Dem Wandrer bin ich gleich am Felsenhang,
Dem schroff die Wand sich türmt zur rechten Seite,
Zur linken braust der See mit dumpfem Klang.

Doch rühr' ich fromm die Saiten, wie ich schreite,
Und oftmals will's mir dünken beim Gesang,
Daß mich wie Kaiser Max ein Engel leite.

19. Unbekümmert.

Bist du als Künstler, als Poet gesendet,
O laß dich nicht vom Preis des Marktes leiten!
Denn sinnlos hat die Welt zu allen Zeiten
An Mittelmäß'ges ihre Gunst verschwendet.

Zeig ihr ein Bild vom Genius vollendet,
Drauf alle Himmel stille Glorien breiten,
Und eins, wo grell und roh die Farben streiten:
Du wirst es sehn, wohin ihr Herz sich wendet.

Nein, ihrem Tadeln lächle, ihrem Loben;
Du hast genug der Wonnen eingetauscht,
Kam dir der sel'ge Schöpfungsdrang von oben.

Der Nachtigall sei gleich, die duftberauscht
Noch stets dem Lenz den Brautgesang erhoben,
Ob ihr auch niemand als die Nacht gelauscht.

20. Echte Weihe.

Kalt sind sie, kalt, und kalt ist ihr Gedicht;
Sie waren nie vom Hauch des Frühlings trunken,
Nie in des Gottes Melodie versunken,
Der durch die heil'ge Nacht vernehmbar spricht.

Auch fühlen sie's, was ihrem Lied gebricht,
Und lassen zum Ersatz der Lebensfunken
Mit Schmink' und Flittergold die Leiche prunken,
Mit eitlem Schimmer, der den Sinn besticht.

Doch wen der Geist beseelet, unerschrocken
Verschmähen mag er, was der Markt erhebt,
Und dennoch, singt er, bleibt keine Auge trocken.

Dem Gotte gleicht er, den der Aar umschwebt;
Er schüttelt leise nur die dunkeln Locken,
Und der Olymp und jedes Herz erbebt.

21. Gegen den Strom.

Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch haff' ich eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Die kleinen Seelen glühn in solchen Tagen,
Sich aufzuspreizen als des Himmels Boten,
Und frech verlästern sie die großen Toten,
Denn Sünde ward es, aus dem Schwarm zu ragen.

Ja, wem das Herz nur höher wagt zu pochen,
Aus wem der Geist, der heil'ge, gottgesandte,
Erhaben zürnt, sein Urteil ist gesprochen.

Hat doch der Pöbel einst, der wutentbrannte,
Ob Aristides' Haupt den Stab gebrochen,
Und ins Exil verstoßen einen Dante.

22. Den Aufgeregten.

Glaubt mir, dafern in Deutschlands Eingeweide
Das Schwert ihr kehrt und schürt des Kriegs Verderben:
Nicht Freiheit werden eure Kinder erben;
Zum Baume tragt ihr selbst des Beiles Schneide.

Es wird ein Kampf von unermess'nem Leide,
Darin die Besten auf der Walstatt sterben;
Der Slave wird zuletzt das Reich erwerben,
Daß er auf Gräbern seine Rosse weide.

Schon hör' ich als der Knechtschaft Siegesreigen
Prophet'schen Ohrs den Klang von seinen Hufen —
Ihr aber glaubt es nicht, und ich muß schweigen.

So schwieg Kassandra auf des Tempels Stufen,
Da sie im Geist sah Trojas Flamme steigen,
Und niemand hört' es, daß sie Weh gerufen.

23.

Aus Gnomen und Sprüchen.

1.

Das Höchste bleibt ein freier Wille,
Der, unverwirrt von Fleisch und Blut,
Sich selbst getreu in Sturm und Stille
Das Gute, weil es gut ist, tut.

2.

Wer sich selbst zu bescheiden vermag aus Liebe zum Ganzen,
Den vor allen im Staat preis' ich als groß und als frei.
Denn ihm ward das Gesetz zum eigenen Willen, und freudig
Übt er aus innerstem Trieb, was ihn beglücket, das Maß.

Jeglichem leistet er gern das Gebührende, daß er es selber
Wieder empfange, vom Recht, dem er sich beuget, beschützt.
Lebte jeglicher so vom König herunter zum Bauern,
Ach, kein bitterer Zwist spaltete schmählich das Land,
Sondern wir ständen vereint, wie ein Forst hochragender Eichen,
Auf uns selber, dem Feind schrecklich und glücklich am Herd.

3.

Nach Freiheit rufen sie männiglich
Und sind der eigenen Lüste Knechte;
Sie reden vom ewigen Menschenrechte
Und meinen doch nur ihr kleines Ich.

4.

So ist es, war's und wird es sein:
Gebt Freiheit! rufen die Partein,
Mit was für Farben sie sich schmücken;
Das heißt: Gebt uns das Reich allein,
Daß wir die andern unterdrücken!
So ist es, war's und wird es sein.

5.

Recht ist hüben zwar wie drüben,
Aber danach sollst du trachten,
Eigne Rechte mild zu üben,
Fremde Rechte streng zu achten.

24. Bei einem Feste.

O zieht nur auf mit flatternden Standarten!
Ruft euren Übermut von allen Zinnen!
Haut, wie Sir John, mit prahlendem Beginnen
Die Klinge, die zum Spiel ihr führt, voll Scharten!

Kampflieder auch stimmt an von allen Arten,
Indes statt Blutes Ströme Weines rinnen!
Mir deucht es würd'ger, mit gefaßten Sinnen
Den großen Tag des Schicksals zu erwarten.

Er bleibt nicht aus. Doch seine Donner töten
Mit ihrem ersten Hall den Lärm der Schreier,
Und seine Blitze sind wie Morgenröten.

Dann will ich fragen euch, ihr Weltbefreier:
Habt ihr ein Schwert in eures Volkes Nöten?
Und für die Schlachten habt ihr eine Leier?

25. In schwerer Stunde.

Wenn nach des Tags Verbluten weit und breit
Die Finsternis sich schauervoll ergießet,
Daß Berg und Tal in wüstes Schwarz zerfließet,
Da tritt hervor der Sterne Heiterkeit.

Und wenn ein Volk in trotz'gem Widerstreit
Dem gottgesandten Strahl das Herz verschließet,
Um Hütt' und Schloß der Lügen Unkraut sprießet,
Das ist der Seher, der Propheten Zeit.

Herr, sieh gen Himmel uns die Arme strecken!
Hör' unser heißes Flehen früh und spat,
Du wollest einen Retter uns erwecken!

Dies Volk ist irr und irr der hohe Rat —
O laß ihn nahn im Donner deiner Schrecken,
Die Spreu zu scheiden von der guten Saat!

26. Sanssouci.

Dies ist der Königspark. Rings Bäume, Blumen, Vasen!
Sieh, wie ins Muschelhorn die Steintritonen blasen!
Die Nymphe spiegelt klar sich in des Beckens Schoß:
Sieh hier der Flora Bild in hoher Rosen Mitten,
Die Laubengänge sieh, so regelrecht geschnitten,
Als wärens' Verse Boileaus!

Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vögelstimmen
Laß uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün!
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heitre Schloß mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer glühn.

Dort lehnt ein Mann im Stuhl: sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken

Entzündet sich's; so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz.
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworrne Zeichen —
Nicht irrst du, das ist König Fritz.

Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie dort im roten Qualm gegrollt die Feldkanonen,
Indes die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach.

Schwebt ein Gesetz ihm vor, mit dem er weis' und milde
Sein schlachterstarktes Volk zu schöner Menschheit bilde,
Ein Friedensgruß, wo jüngst die Kriegespauke scholl?
Ersinnt er einen Reim, der seinen Sieg verkläre,
Oder ein Epigramm, mit dem bei Tisch Voltaire,
Der Schalk, gezüchtigt werden soll?

Vielleicht auch treten ihm die Bilder nah, die alten,
Da er im Mondenlicht in seines Schlafrocks Falten
Die sanfte Flöt' ergriff, des Vaters Ärgernis;
Des treuen Freundes Geist will er heraufbeschwören,
Dem — ach, um ihn — das Blei aus sieben Feuerröhren
Die kühne Jünglingsbrust zerriß.

Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars von Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn daher sein schwarzer Fittich rausche! —
O nein, das alles ist es nicht.

Er murrt: „O Schmerz, als Held gesandt sein einem Volke,
Dem nie der Muse Bild erschien auf goldner Wolke!
August sein auf dem Thron, wenn kein Horaz ihm singt!
Was hilft's, vom fremden Schwan die weißen Federn borgen!
Und doch, was bleibt uns sonst? — Erschein', erschein', o Morgen,
Der uns den Götterliebling bringt!"

Er spricht's und ahnet nicht, daß jene Morgenröte
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch rot von süßem Schrecken,
Die deutsche Poesie aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt.

27. Deutsche Klagen vom Jahre 1844.

a)

Das ist der Fluch von diesen trüben Zeiten,
Wo losgelassen die Parteien toben,
Daß kaum der Starke, welcher blickt nach oben,
Vermag in Reinheit mittendurch zu schreiten.

Nur einen Fußbreit mag er seitwärts gleiten,
So hat sein ganzes Wesen sich verschoben,
Nur einen Schritt, so lernt sein Mund zu loben,
Was er noch jüngst bedacht war zu bestreiten.

Drum gib, o Herr, daß ich die Lebensamme,
Die heil'ge Freiheit, nie in jenem Weibe
Im blut'gen aufgeschürzten Kleid verdamme!

Und ob die Wilde mich an meinem Leibe
Schmerzlich verzehren mag mit Erz und Flamme:
Gib, daß ich treu der Himmelstochter bleibe!

b)

Zum Himmel bete, wer da beten kann,
Und wer nicht aufwärts blickt nach einem Horte,
Der sag's dem Sturm, daß er von Ort zu Orte
Es weiter trag' als einen Zauberbann.

Der Säugling, der zu stammeln kaum begann,
Von seiner Mutter lern' er diese Worte,
Du Greis noch sprich sie an des Grabes Pforte:
„O Schicksal, gib uns einen, einen Mann!"

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner!

Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel.

c)

Bei Gott, ich zähle nicht zu den Verwegnen,
Die um ein Nichts ein schwer Verhängnis fodern,
Doch besser, als am innern Krebs vermodern,
Deucht mir's dem Feind auf blut'gem Feld begegnen.

Ja, dreifach will ich jetzt die Stunde segnen,
Wo ihrer Scheiden bar die Schwerter lodern,
Und wo an euern Moseln, euern Odern
Statt ew'ger Zankesworte Kugeln regnen.

O säh' ich morgen schon den Sonnenschein
Sich spiegeln auf den Helmen der Geschwader!
Ging's morgen schon in Feindes Land hinein!

Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget im Gebein! —
Deutschland ist totkrank — schlagt ihm eine Ader!

28. Mene Tekel.

1846.

Hei, wie die Tafeln sind geschmückt,
Wie klar die Kerzen erglommen!
Wer singt und lacht und Rosen pflückt,
Der ist zum Feste willkommen.
  Musik erklingt den Saal herauf,
Schöne Mädchen warten auf
In leichten, losen Gewanden.

Sie tanzen um das goldne Kalb,
Sie fallen ihm gar zu Füßen;
Sie rufen: ehe das Laub wird falb,
Hilf du die Lust uns büßen!
  Überschäumt im Kelch der Wein.
Ich drücke mich stumm in den Winkel hinein;
Mir schaudert das Herz im Leibe.

Mir ist's, durchsichtig wie die Wand,
Und draußen dicht und dichter
Da drängen sich bei Fackelbrand
Viel tausend Hungergesichter.
  Durchs Gewühl mit ries'gem Leib
Herschreitet kampfgeschürzt ein Weib.
Mit blutrot flatternder Fahne.

Und sieh, der Boden wird zu Glas,
Und drunten seh' ich sitzen
Den Tod mit Augen hohl und graß
Und mit der Sense blitzen;
  Särg' auf Särgen rings getürmt —
Doch drüberhin wie rasend stürmt
Der Tanz mit Pfeifen und Geigen.

Sie haben Augen und sehen's nicht,
Sie prassen fort und lachen,
Sie hören's nicht, wie zum Gericht
Schon Balk' und Säule krachen;
  Lauter jauchzt der Geige Ton —
Ihr Männer, ihr Weiber von Babylon
Mene, Tekel, Upharsin!

29. An die Gewaltsamen.

Der heil'ge Geist ist Gottes freie Gabe,
Das Wort ein Fels, ein ew'ger. Meint ihr gar,
Daß ihr ihn stützen mögt mit eurem Stabe?

Und dessen Hand ihn hielt zweitausend Jahr,
Daß auch kein Körnchen durfte davon splittern,
Wähnt ihr, er schlafe, weil ihr träumt Gefahr?

Kleingläubige, wie mögt ihr also zittern!
Nein! Laßt die Geister wandeln ihre Bahn!
Klar wird die Luft in Sturm und Ungewittern.

Und schwölle berghoch die Verneinung an
Wie eine neue Sündflut: mag sie schwellen!
Nicht eurem Machtspruch ist sie untertan.

Doch glaubt, ob Menschensatzung mag zerschellen;
Der wahren Kirche dreimal heilig Schiff
Treibt gleich der Arche sicher auf den Wellen,

Und wen die Sehnsucht nach dem Herrn ergriff:
Wie immer auch geheißen sei sein Glaube,
Er mag sich bergen drin vor Flut und Riff.

Und kommen wird der Tag, da bringt die Taube
Den Ölzweig heim: es wurzelt im Gestein
Des Schiffes Kiel, nicht mehr der Flut zum Raube.

Dann wird ein Hirt und eine Herde sein,
Verlaufen in der Tiefe sind die Wogen,
Verweht vom Winde ist das letzte: Nein!

Und auf den Wolken steht der Friedensbogen.

30. Sonette für Schleswig-Holstein.

a)

Der alte Münster spricht im Glockenklange:
Mich hieß die deutsche Kunst in bessern Tagen
Mit meinen Gipfeln in die Sterne ragen,
Doch steh' ich längst betrübt in welschem Zwange.

Jetzt, wo ich schaue nach der Zeiten Gange,
Gewahr' ich, daß aufs neu mit frechem Wagen
Ein Fremdling sich vermißt, ein Glied zu schlagen
Vom deutschen Leib, und lauschen muß ich bange.

Gelingt's ihm: weh, so will im Staub ich trauern,
Die Gluten meiner Rose sollen bleichen,
Mit Seufzern will ich sprengen Turm und Mauern.

Doch glückt's ihm nicht, so soll's mir sein ein Zeichen:
Auch meine Knechtschaft wird nicht ewig dauern,
Einst werd' ich ausgelöst mit Schwertesstreichen.

b)

Mich will's bedünken fast gleich einem Schwanke,
Daß dieses Inselreich, das kleine schwache,
Aufbäumend wie ein zorn'ger Meeresdrache,
Sich wider uns erhebt zu grimmem Zanke.

Denn eines Streichs nur braucht's, so liegt zum Danke
Für solchen Trotz es da in blut'ger Lache,
Es sei denn, daß vor unsrer starken Rache
Der Slav' es wolle schirmen oder Franke.

Doch wär' es so, und spie' aus seinen Kreisen
Der Eispol Scharen her wie Sand am Meere,
Und brüllte Frankreich, seinen Ruhm zu speisen:

Auf dann, mein Volk, die Herzen hoch, die Speere!
Dann gält' es erst im Kampf uns zu erweisen,
Im ein'gen Riesenkampf um Deutschlands Ehre.

c)

O hätt' ich Drachenzähne statt der Lieder,
Daß, sät' ich sie auf diese dürre Küste,
Draus ein Geschlecht von Kriegern wachsen müßte,
Im Waffentanz zu rühren Eisenglieder.

Sie alle sollten Deutschlands Heerschild wieder
Erhöhn, unnahbar jedem Raubgelüste,
Und nimmer fragen nach des Kampfes Rüste,
Bis Hauch des Siegs umspielt' ihr Helmgefieder.

Nun hab' ich Worte nur, allein wie Saaten
Will ich sie streu'n in deutsche Seelen wacker,
Ob hier und dort mag eine Frucht geraten.

Doch soll draus aufgehn nicht ein Zorngeflacker,
Nein, ruhig ernst ein Mut zu großen Taten.
Du aber, Herr, bereite selbst den Acker!

31. Protestlied für Schleswig-Holstein.

Es hat der Fürst vom Inselreich
Uns einen Brief gesendet;
Der hat uns jach auf einen Streich
Die Herzen umgewendet.

Wir rufen: Nein! und aber: Nein!
Zu solchem Einverleiben;
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Wir alle sind hier, alt und jung,
Aus deutschem Ton geknetet,
Wir haben deutsch gescherzt beim Trunk,
Und deutsch zu Gott gebetet.
Man soll uns schenken deutschen Wein
Und deutsche Satzung schreiben;
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Dem Herzog haben sie gesagt,
Er soll die Zügel schärfen,
Wir würden stumm uns und verzagt
Der Willkür unterwerfen.
Drum singt's in seine Burg hinein,
Daß zittern alle Scheiben:
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Nicht sühnt uns fremder Herrschaft Putz
Die eingebornen Schmerzen;
Es grollt der alte Sachsentrutz
Noch heut in unsern Herzen;
Der Albion nahm im blut'gen Reihn,
Kann auch ein Joch zerreiben;
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Hie deutsches Land trotz Spruch und Brief!
Ihr sollt's uns nicht verleiden.
Wir tragen Mut im Herzen tief
Und Schwerter in den Scheiden.
Von unsern Lippen soll allein
Der Tod dies Wort vertreiben:
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

32. Kriegslied.

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemut mit scharfem Hieb
Dem Trutz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Not nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Not.

Wohlauf, du kleine Schar, wohlauf,
Vertrau auf Gott, den Herrn!
Es geht ein Stern am Himmel auf,
Das ist der Freiheit Stern.
Als wie ein Frühlingssturm erbraust
Der Völker Aufgebot;
Da fährt ans Eisen jede Faust,
Das Eisen bricht die Not.

Und ob der fremden Söldner Schar
Wie Dünensand sich mehrt:
Getrost, je größer die Gefahr,
Je höher Herz und Schwert!
Und ob aus seiner Höllenburg
Der Teufel selber droht:
Ein kühner Mut geht mittendurch,
Das Eisen bricht die Not.

Schon hallt des Feinds Trompetenruf,
Kanonen brummen drein.
Wohlauf, wohlauf mit raschem Huf
In seine Lanzenreihn!
Es klingt der Stahl, es steigt der Brand,
Die Bronnen springen rot —
So grüß dich Gott, mein deutsches Land!
Das Eisen bricht die Not.

33. Gebet.

September 1848.

Herr, in dieser Zeit Gewog,
Da die Stürme rastlos schnauben,
Wahr', o wahre mir den Glauben,
Der noch nimmer mich betrog,

Der noch sieht in Nacht und Fluch
Eine Spur von deinem Lichte,
Ohne den die Weltgeschichte
Wüster Greuel nur ein Buch;

Daß, wo trostlos unbeschränkt
Dunkle Willkür scheint zu spielen,
Liebe doch nach ew'gen Zielen
Die verborgnen Fäden lenkt;

Daß, ob wir nun Einsturz schau'n,
Trümmer, schwarzgeraucht vom Brande,
Doch schon leise durch die Lande
Waltet ein geheimes Bau'n;

Daß auch in der Völker Gang
Wehen deuten auf Gebären,
Und wo tausend weinten Zähren,
Einst Millionen singen Dank;

Ja, daß blind und unbewußt
Deiner Gnade heil'gen Schlüssen
Selbst die Teufel dienen müssen,
Wenn sie tun nach ihrer Lust.

Herr, der Erdball wankt und kreist;
Laß, o laß mir diesen Glauben,
Diesen starken Hort nicht rauben,
Bis mein Geist dich schauend preist!

34. Geduld.

Frühjahr 1849.

So schwankst du wieder als ein Rohr dahin
Gegeben in des Windes Zorn und Huld?
Hast du noch immer nicht, mein trotz'ger Sinn,
Erlernt Geduld?

Magst du in goldnen Zukunftsträumen stehn,
Magst hin du weinen sonder Licht und Rat:
Geduld! Geduld! — die ew'gen Sterne gehn
Doch ihren Pfad.

Und der die Bahnen ihnen auserwählt
Und sie bewegt mit seines Mundes Hauch,
Er hat die Tränen seines Volks gezählt,
Und deine auch.

Er hält der Zeiten Wag' und wägt genau,
Und was sie sinnen, er nur gibt den Schluß;
Kein Stein wird fallen, der für seinen Bau
Nicht fallen muß.

Stehst du mit ihm in Frieden, magst du fest
Des Weltgangs Brausen hören fern und nah:
Dir ist der Tag, was er auch werden läßt,
Zum Segen da.

Drum hoff' auf ihn, und bänd'ge deinen Zwist,
Und was dir fehlschlug, hoffe stets aufs neu:
Sein Nam' ist Kraft und Wunder und er ist
Allein getreu.

35. Ein Gedenkblatt.

Am Samstag Morgen vor Palmarum war's
Im Jahre, da man neunundvierzig schrieb,
Daß mich die goldne Sonne des Aprils
Aus meinem alten Nest am Hafendamm
Hinab ins Freie lockte. Draußen zog
Der Fluß, von mächt'gen Segeln schon belebt,
Blauglänzend hin, und in den Lüften schwamm
Des Frühlings ahnungsvolles Hoffnungslied.
Mir aber wuchs das Herz bei diesem Ton,
Als müßt' er Glück verkünden. Ruhiger
Gedacht' ich an der Zeit verworrnen Kampf
Und an die Zukunft, deren Los vielleicht
In diesem Augenblick geworfen ward.
Da, wie ich so am Damm des Ufers noch
Vertieft hinabschritt, kam mein Jugendfreund,
Der blonde Maler, hastig und erregt,
Daß Bart und Haar ihm flog, des Wegs daher,
Und sein des Lächelns ungewohnt Gesicht
Erglänzte wie vom Frührot übersonnt.
So rief er mir entgegen: Weißt du's schon?
Und da mein Blick ihn fragte, quollen ihm
Aus tiefster Brust die Worte: Freue dich!
(Und seine Stimme zittert', als er sprach)
Ein deutscher Kaiser ist gewählt am Main
Und seine Boten sendet ihm das Reich.

Und während er von allem, wie's geschah,
Mir nun Bericht gab, sieh, da schmückten sich
Die alten Zackengiebel längs dem Fluß
Mit frohen Fahnen schon und grüßend flog
An manchem Schiff ein deutscher Wimpel auf,
Und wallte breitentrollt im Morgenwind.

Und jetzt, von Turm zu Turm einfallend, scholl
Der Glocken Chorgesang und kündigte
Das Fest der Palmen an. Mir aber war's,
Als läutete man ein das deutsche Reich,
Und das Hosannah, das in meiner Brust
Andächtig widerklang, zwei Königen,
Die ihren Einzug hielten, galt's zumal,
Dem himmlischen und dem von dieser Welt.

Auf Windesschwingen flog von Haus zu Haus
Die Kunde weiter, dann begann im Glanz
Der Frühlingssonne durch die Gassen hin
Ein festlich Wogen. Freunde tauschten rings
Bewegten Handschlag, Feinde grüßten sich,
Als wäre plötzlich aller Zwist gesühnt,
Und manches Auge, das ich längst im Staub
Der Akten oder überm Rechnungsbuch
Verhärtet glaubte, sah ich freudenfeucht.
Denn was wir alle, sei's mit klarem Geist,
Sei's dunkel nur im angebornen Trieb
Gewünscht, gehofft, ersehnt, nun schien's erfüllt.

Ich aber stieg zu Pferd und ritt hinaus
Die Stille suchend. O wie deuchten mir
Voll Melodie die Lüfte, die im Flug
Das Haar mir streiften, wie so schön der Wald,
Der kaum von grünem Schimmer überhaucht
Jungfräulich schauert' in des Werdens Lust!
Die Quellen brausten, aus den Wipfeln scholl
Der Ruf der Vögel, und seitab vom Pfad
Wob um die Stämme zitternd Dämmerlicht.
In solcher Waldnacht saß wohl Heinrich einst,
Der blonde Sachsenheld, den Finkenschlag
Belauschend, als ihm Herzog Eberhard
Den Purpur und die heil'ge Lanze bot.
Ich sah ihn vor mir fest und wetterbraun
Im schlichten Jagdwams und im Kreis umher
Der großen Botschaft Werber allzumal.
Er aber sprang empor vom Vogelherd,
Dem Adler gleich, der seinen Flug beginnt,
Und nahm das Pfand des Reichs und tat den Schwur,
Dem deutschen Volk ein Vaterland zu bau'n,
Und klar im ruh'gen Feuer seines Blicks,

Und seines Worts einfacher Hoheit lag
Die Bürgschaft des, was er verhieß. Da bog
Das Knie vor ihm die stolze Frankenschar
Und huldigt' ihm mit Jauchzen, und mein Herz,
Im Sonnenaufgang frühster Ruhmeszeit
Das Bild des heut'gen schauend jauchzte mit,
Und Tränen weint' ich, Tränen, wie ein Mann
Sie weinen darf, wenn überwältigend
An seine Brust ein großes Schicksal pocht.
Es war ein froher Tag —

Was später kam,
Ihr wißt es alle. Keinen Hüter fand
Das uralt heil'ge Kleinod unsres Volks,
Die Hand, schon zum Ergreifen ausgestreckt
Verschloß sich plötzlich, und zu Boden fiel
Des Reiches Apfel. Waisen blieben wir,
Wie wir's gewesen dreiundvierzig Jahr,
Und an den Weiden hängten wir aufs neu
Die Harfen auf und durch die Saiten ging
Des Windes Seufzen. O wann bringt ein Tag
Dem Vaterlande die Gestirnung wieder!

36. Den Dichtern.

1849.

Ihr Sänger, denen auf die Brauen
Einst süßer Tau des Himmels fiel,
Daß ihr im dunkeln Heut zu schauen
Vermögt der Zukunft Farbenspiel,
Auf, jetzt gedenkt, wie euch gegeben
Ein Heilsamt aller Sühnung voll,
Und laßt das Lied erhabner schweben,
Als dieser Tage Lieb' und Groll!

Zum wüsten Kampf nicht, der die Stufen
Noch blind umtobt mit Schwert und Brand,
Zur Tempelwacht seid ihr berufen,
Und auf den Höhn ist euer Stand.
Wenn alle schwanken, trutzen, zagen
Beim jähen Wetterschlag der Zeit,
Sollt ihr in freier Seele tragen
Das Maß und die Gerechtigkeit.

Die heil'gen Schätze sollt ihr hüten,
Die fromm die Väter aufgehäuft,
Des Herzens keusche Wunderblüten,
Den Glauben, der von Frieden träuft.
Ihr sollt durch diese Zeit von Eisen
Forttragen im gediegnen Wort
Als hochbegnadigte Templeisen
Der Schönheit Licht, des Geistes Hort.

Nicht dürft ihr euch vor Thronen beugen,
Noch knieen, wo der Pöbel kniet;
Die ew'ge Wahrheit braucht der Zeugen,
Und Opferfeuer sei das Lied,
Daß, wenn dereinst nach Sturm und Fluten
Erscheint des Friedensbogens Tag,
Das Volk an euern reinen Gluten
Der Freiheit Fackel zünden mag.

Hinweg drum mit des Grimmes Falten,
Mit Schellenklang und Brunst und Lug!
Wie mag der Arm die Wage halten,
Der mit dem Schwert den Bruder schlug?
Wie mag den Kelch des Segens spenden,
Wer selbst am Mahl der Sünde zecht?
Rein sollt ihr sein an Herz und Händen,
Ihr seid ein priesterlich Geschlecht,

Und will euch schier die Kraft versiegen,
Und schwankt euch in der Brust das Herz:
Gebete, die zum Himmel fliegen,
Ziehn Feuerzungen niederwärts;
Und aus der Schöpfung heil'gem Leben,
Aus ihrer ewig heitern Ruh
Strömt mit geheimnisvollem Weben
Verjüngung euch und Klarheit zu.

Geht hin zum Meer in Abendgluten,
Geht hin zum Wald und rüstet euch!
Der Geist schwebt heut noch auf den Fluten,
Noch heute flammt's im Dorngesträuch;
Da wird in ahnungsvollem Segen
Der Herr euch nah sein, nah und hold,
Und wird euch auf die Lippen legen,
Was ihr dem Volk verkünden sollt.

37. Sonette.

(Aus den Herbstblättern.)

a)

Weil meine Muse nicht den wirren Trieben
Der Menge frönt in diesen wirren Tagen,
So hat sie früh gelernt, dem Ruhm entsagen
Und ist in ihrer Stille gern geblieben.

Denn nicht verwechseln läßt sich's nach Belieben,
Wofür begeistert eine Brust geschlagen;
Und was ein Gott mich lehrt' im Herzen tragen,
Das kann mit meinem Herzen nur zerstieben.

Behagt mein Lied euch nicht, so laßt mich gehen,
Und horcht den Weisen andrer, die geschwinde
Nach eurer flücht'gen Gunst den Mantel drehen.

Ich singe dann den Wäldern und dem Winde,
Den lichten Sternen über blauen Seen,
Doch kann ich singen nur, was ich empfinde.

b)

Der sei noch nicht des Lorbeers wert gehalten,
Zu dessen Wohllaut Ohr und Sinn sich neigen;
Dem Dichter sei der Blick des Sehers eigen,
Der fromm vertraut ist mit des Schicksals Walten.

Ihm muß im Kampf des Neuen sich und Alten
Durch alle Zeit des Lebens Werkstatt zeigen,
An Schuld und Sühnung muß sich ihm der Reigen
Der ew'gen Weltgesetze still entfalten.

Nur wenn er in sich trägt das Maß der Dinge,
Gebührt es ihm, daß er die Dinge schlichte,
Gelingt es ihm, daß er die Sphinx bezwinge.

Dann aber wird ihm alles zum Gedichte,
Denn alles wirkt und deutet mit im Ringe,
Und was er singt, ist wie die Weltgeschichte.

38. Klage.

1850.

Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
Daß, wo ich schweifen mag im fremden Lande,
Ich hören muß des deutschen Namens Schande,
Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
Ob mir vor Gram und Scham das Herz darob zerbricht.

Denn ach, der Mund, einst aller Treue Hort,
Der deutsche Mund, des Spruch gleich teuren Eiden,
Von Zucht und Wahrheit lernt' er sich zu scheiden;
Zerbrechlich worden ist wie Glas sein Wort,
Und seine Schwüre tau'n wie Schnee um Ostern fort.

Und du, o deutsches Schwert, das scharf gefegt
Durch hundert Schlachten kühn sich Bahn gebrochen,
Was zagst du, in der Scheide nun verkrochen,
Als wärst du Schilf, das keine Wunden schlägt,
Sobald nur Moskaus Zar die Stirn in Runzeln legt!

Ach, da's um Treu und Mut bei uns geschehn,
Da neigt' ihr Haupt und starb die deutsche Ehre —
Fragt nach bei Schleswig zwischen Meer und Meere!
Dort liegt sie eingescharrt; die Winde gehn
Mit Pfeifen drüber hin. Wann wird sie auferstehn!

39. Mein Friedensschluß.

1850.

Wohl netzt' ich heiß mit Tränen meine Pfühle
Und rang in Qualen, mich emporzuhalten;
Denn furchtbar brannte dieser Zeiten Schwüle.

Es lag die Welt in grimmem Kampf zerspalten,
Und zu der Heere keinem konnt' ich stehen;
Hier sah ich Wahnsinn, dort Verstocktheit walten.

Das allertiefste Weh war mir geschehen;
Denn meiner Sehnsucht Bild, nun war's gekommen,
Doch wüst verzerrt, ein Greuel anzusehen.

Das trieb mich rastlos um, von Gram beklommen;
Doch endlich, als ich lange Nächt' und Tage
Gerungen, ward von mir die Last genommen.

Nur wem das Schicksal stumm ist, der verzage;
Zu wem der Gott spricht aus der Weltgeschichte,
Dem singt er Trost zuletzt zur Zeit der Plage.

Durch blasse Dämmrung führt er ihn zum Lichte
Und zeigt ihm, wie von hoher Bergeszinne,
Vergangnes und Zukünft'ges im Gesichte.

Und so von ihm geleitet ward ich inne:
Es kämpft sich ein Gedank' in brünst'gem Hoffen
Durch jede Zeit, daß er Gestalt gewinne.

Doch in den Staub geboren weist er offen
Nicht gleich sein Antlitz; Geist und Bild sind zweie;
Verhüllt erst glüht er unter niedern Stoffen.

Durch mißgeschaffner Formen lange Reihe
Die Seelenwandrung hat er zu vollenden,
Bis er verklärt erglänzt im Licht der Weihe.

So rang der Vorwelt Sehnsucht aller Enden
Zum Schönen; doch bis sie's gelernt zu fassen,
Wie tastete sie lang mit schweren Händen!

Wie lange band sie Dinge, die sich hassen,
Im Bau der Sphinx, im Zwitterleib des Greifen,
Und türmte schwunglos trüb gedrückte Massen.

Und dennoch lag im Wilden, Rohen, Steifen
Der Keim schon, der bestimmt war, einst im Bilde
Der Schaumgebornen wonnig auszureifen,

Wie sie mit Götterlächeln die Gefilde
Durchzieht und tausend Blumen weckt im Schreiten,
Ganz Liebreiz, ganz Holdseligkeit und Milde. —

Nun geht der Freiheit Geist durch diese Zeiten;
Die Massen rührt er, daß sie sich getrauen,
Nach dumpfem Sinn den Leib ihm zu bereiten.

Doch eine Binde liegt um ihre Brauen,
Ihr Tun ist maßlos, fiebrisch ihr Gebärden;
Nur eine Götzin schaffen sie voll Grauen.

Und tausend Opfer fallen ihr auf Erden,
Denn ihre Satzung ist mit Blut geschrieben.
Das sind Geburtswehn; anders wird es werden.

Das Bild, aus krankem Sinn emporgetrieben,
Drin sphinxgestaltig Mensch und Tier sich einen,
Zerberstend wird's dahin in Aschen stieben.

In reinerem Gefäß dann wird erscheinen
Der heil'ge Funke, seine Kraft zu proben,
Denn jede Wandlung läßt ihm mehr vom Seinen;

Bis endlich, wie die Schönheit aus dem Toben
Des Meers, die Göttin aufsteigt aus den Schlacken,
Unschuldig, auf der Stirn den Strahl von oben;

Im Glanzgelock ruht statt der Krone Zacken
Der Kranz ihr von des Ölbaums Silberlaube,
Und alle Welt beugt feiernd ihr den Nacken.

Die Stunde, da sie so entschwebt dem Staube,
Nicht träum' ich noch mit Augen sie zu grüßen,
Doch auch verzweifeln läßt mich nicht mein Glaube.

Er gibt mir Kraft, zu stehn auf franken Füßen,
Den Spiegel jedem Zerrbild kühn zu zeigen,
Und doch dem Keim zu huld'gen drin, dem süßen.

Und weil ich muß beim Kampf des Tages schweigen,
Den Larven schlagen, hab' ich aufgerichtet
Das Lied als Mal, daß ich der Freiheit eigen.

In ihrer Zukunft Sinn hab' ich gedichtet.

b) von 1850—1871.

40. Konferenz von London.

1852.

O Land am blauen Sunde
Mit deutschem Blut getauft,
So bist du denn zur Stunde
Verraten und verkauft!

Die Herrn am grünen Tische
Verdammen dich zum Joch;
Zwar schienen faul die Fische,
Allein man briet sie doch.

Wo Franzmann, Brit' und Russe
Nach ihrem Sinn getagt,
Da ziemt's, daß man zum Schlusse
Gehorsamst Amen sagt.

Was gilt denn auch der Bettel
Von Deutschlands Ehr' und Ruhm,
Glückt nur der Küchenzettel
Fürs dän'sche Königtum?

Was sind zwei Herzogshüte,
Die man vom Reiche bricht,
Wenn Seiner Lordschaft Güte
Ein Lächeln uns verspricht?

Und doch, ihr Köch' und Meister,
Mir bangt, daß blitzbewehrt
Ein Schwarm einst zorn'ger Geister
Aus eurem Kessel fährt.

Dann wird's wie Sturmesbrausen
Durch Deutschlands Stämme gehn,
Dann werdet ihr mit Grausen
Die Welt in Flammen sehn,

Bis jenes Blatt der Schande,
Das feig ihr unterschiebt,
Verzehrt vom Riesenbrande
In alle Winde stiebt.

41. Pause.

1856.

Wer will's denn leugnen, daß in unsern Tagen
Ein rascher Pulsschlag sich lebendig regt,
Daß rings ein frischer Geist die Welt bewegt
Und die Gedanken neue Flüge wagen?

Die Wissenschaft zertrümmert ohne Zagen
Manch dumpfe Schranke, die uns eingehegt,
Der Baum der Freiheit, der schon Blüten trägt,
Verheißt dereinst uns goldne Frucht zu tragen.

Ein Großes aber mangelt dieser Zeit;
Das eigne Dach und Fach, das mit Vertrauen
Die Brust erfüllt und drin die Rast gedeiht.

Noch heimatlos, bei Sonn' und Wettergrauen
Sitzt sie auf Trümmern der Vergangenheit
Und Quadern, für der Zukunft Bau gehauen.

42. Wann, o wann?

1858.

Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut:

Eins nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart!
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art!

Seht ihr, wie der Regenbogen
Dort in sieben Farben quillt?
Dennoch hoch und fest gezogen
Wölbt er sich, der Eintracht Bild.

Auf der Harfe laut und leise
Sind gespannt der Saiten viel;
Jede tönt nach ihrer Weise,
Dennoch gibt's ein klares Spiel.

O wann rauschen so verschlungen
Eure Farben, Süd und Nord!
Harfenspiel der deutschen Zungen,
Wann erklingst du im Akkord!

Laß mich's einmal noch vernehmen,
Laß mich's einmal, Herr, noch sehn!
Und dann will ich's ohne Grämen
Unsern Vätern melden gehn.

43. Seid eins!

1859.

Wie lang noch eifersücht'gen Mutes
Verzehrt ihr euch in Streit und Neid?
Ihr Volksgeschlechter deutschen Blutes
Besinnt euch endlich, wer ihr seid!

Schon donnert's überm Eidergrunde,
Schon wölkt sich's am Gestad' des Rheins;
Es rinnt der Sand der elften Stunde,
Und jedes Sandkorn mahnt: seid eins!

Seid eins! Von Gau zu Gau verkündigt
Ein Fest der Sühnung insgemein!
Wo all' in gleicher Schuld gesündigt,
Ist's da so schwer denn, zu verzeihn?

Seid eins! Vom Schmähn und vom Verklagen,
Vom Hadern laßt, wer Führer sei;
Der Kühnste soll das Banner tragen
Und der am treusten deutsch und frei.

Seid eins! Kein Griff nach fremder Krone!
Der Eichbaum wipfle vielverzweigt,
Doch Heil dem König auf dem Throne,
Der vor des Reichs Panier sich neigt!

Seid eins und laßt euch nicht zerspalten
Durch Priesterzorn und Leugnerspott!
Mag jeder seiner Kirche walten,
Wir glauben all' an einen Gott.

Seid eins im Glück, seid eins im Leiden,
In Wort und Tat, in Spruch und Schlag,
Was auch der Erbfeind, euch zu scheiden,
Verheißen oder dräuen mag!

Seid eins, so donnert seinen Segen
Der Herr der Herrn vom Himmel drein,
Und sprechen mögt ihr allerwegen:
„Hie deutsches Schwert! so soll es sein!"

44. Einst geschieht's.

1859.

Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbündet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du nicht dich selbst verlassen.

Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann verzehren,
Taten wird zu dieser Frist,
Helden dir die Not gebären;

Bis du wieder stark, wie sonst,
Auf der Stirn der Herrschaft Zeichen,
Vor Europas Völkern thronst,
Eine Fürstin sondergleichen.

Schlage, schlage denn empor
Läutrungsglut des Weltenbrandes!
Steig als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!

45. Deutschlands Beruf.

1861.

Soll's denn ewig von Gewittern
Am umwölkten Himmel brau'n?
Soll denn stets der Boden zittern,
Drauf wir unsre Hütten bau'n?
Oder wollt ihr mit den Waffen
Endlich Rast und Frieden schaffen?

Daß die Welt nicht mehr, in Sorgen
Um ihr leichterschüttert Glück,
Täglich bebe vor dem Morgen,
Gebt ihr ihren Kern zurück!
Macht Europas Herz gesunden,
Und das Heil ist euch gefunden.

Einen Hort geht aufzurichten,
Einen Hort im deutschen Land!
Sucht zum Lenken und zum Schlichten
Eine schwerterprobte Hand,
Die den güldnen Apfel halte
Und des Reichs in Treuen walte.

Sein gefürstet Banner trage
Jeder Stamm, wie er's erkor,
Aber über alle rage
Stolzentfaltet eins empor,
Hoch, im Schmuck der Eichenreiser
Wall' es vor dem deutschen Kaiser.

Wenn die heil'ge Krone wieder
Einen hohen Scheitel schmückt,
Aus dem Haupt durch alle Glieder
Stark ein ein'ger Wille zückt,
Wird im Völkerrat vor allen
Deutscher Spruch aufs neu' erschallen.

Dann nicht mehr zum Weltgesetze
Wird die Laun' am Seinestrom,
Dann vergeblich seine Netze
Wirft der Fischer aus in Rom,
Länger nicht mit seinen Horden
Schreckt uns der Koloß im Norden.

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

46. Beim Ausbruche des Krieges mit Dänemark.

Februar 1864.

Wir waren also lang im Traum gelegen,
Daß uns der Kraft Gedächtnis schier entschwunden,
Ein schwüler Zauber hielt den Sinn gebunden,
Da blitzt es auf — o jeder Blitz ein Segen!

Ich grüße dich, du heil'ger Feuerregen,
Du Sturm des Zorns nach so viel bangen Stunden!
In deinen Flammen werden wir gesunden,
Und jauchzend schlägt dir diese Brust entgegen.

Vorbei ist's endlich mit dem Dräu'n und Rügen,
Es spricht die Tat, wo Worte nichts verfingen;
Das Schwert durchhaut das Schmachgeweb der Lügen.

Vorwärts, ihr Adler mit den starken Schwingen!
Schon atmet Deutschland auf bei euren Flügen,
Und stimmt die Harfen, euren Sieg zu singen.

47. Das Lied von Düppel.

April 1864.

Was klingt aus den Städten wie helles Festgeläut?
Die Pauken und Drommeten, was jubeln sie heut?
Was brausen und jagen die Wasser der Schlei?
Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei!

Bei Düppel dort am Meere, vor Alsen am Sund,
Da rangen die Heere auf blutgetränktem Grund;
Da galt's auf die Schanzen im Siegessturmgewog
Den Adler zu pflanzen anstatt des Danebrog.

Von Kugeln umsungen, vom heißen Tod umkracht,
Die märkischen Jungen, wie stritten sie mit Macht!
Wie lernten sie das Steigen auf schlüpfriger Bahn!
Es ging wie im Reigen; der Beeren war voran.

Wohl mancher der Braven sank mit ihm in den Sand;
Du fielst, o tapfrer Raven, das Schwert in der Hand.
Und du am Pulverfasse, getreuer Winkelried!
Der Klinkeschen Gasse gedenkt noch manch ein Lied.

Doch als auf den Wällen nun flog das Siegspanier,
Da bliesen die Gesellen: Herr Gott dich loben wir!
Das hat sich erschwungen wie Abels Opferbrand,
Das ist hinausgeklungen bis tief ins deusche Land.

Im sonnigen Meere nun spiegelt sich aufs neu'
Die preußische Ehre, die alte deutsche Treu';
Und wer sie geschändet, wie strahlt sie doppelt rein!
Und habt ihr sie verpfändet, ihr löstet sie ein.

Ihr Meister der Staaten, und geht ihr nun und tagt,
So woll' euch Gott beraten, auf daß ihr nicht zagt!
Sprecht: nichts von Vertragen! Nun bleibt es dabei,
Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei.

48. In den Tagen des Konflikts.

1865.

Das ist ein trostlos Silbenstechen,
Mißtrauen hier, Verstimmung dort;
Sie möchten wohl von Sühnung sprechen,
Doch keiner trifft das rechte Wort.

So wächst die Kluft von Tag zu Tage,
Man reizt und höhnt, man trutzt und schmollt,
Ob draußen auch mit dumpfem Schlage
Vernehmlich schon das Wetter grollt.

Erhitzt bekämpfen sich die Reihen
Zur rechten und zur linken Hand,
Und überm Hader der Parteien
Denkt keiner mehr ans Vaterland.

49. Zur Antwort.

1865.

Wenn von außen der Feind uns droht,
Wohl mit klingenden Saiten
Im gewappneten Aufgebot
Ziemt's dem Dichter zu schreiten.

Eisern wie ein geschwungenes Schwert
Soll sein Hymnus ertönen,
Bis ihm gnädig ein Gott beschert,
Siegerstirnen zu krönen.

Aber wo mit Gewalt und List
Haupt feindselig und Glieder
Sich befehden im innern Zwist,
Da verstummen die Lieder.

Eh' sie diente, der Volkspartei'n
Zwietracht weiterzutragen,
Lieber wollt' ich am nächsten Stein
Diese Harfe zerschlagen.

50. Eiserne Zeit.

Dezember 1865.

Unterm alten Eichenbaum,
Wo das Volk ihm lauscht im Kreise,
Dumpf, gleichwie aus bangem Traum,
Singt der Spielmann seine Weise:
Haltet Mut und Schwert bereit!
Eisern, eisern ist die Zeit.

Sühnung hofft' ich manches Jahr
Und getrost zu neuen Siegen
Sah ich schon den Doppelaar
Mit dem Aar der Zollern fliegen.
Weh, der Sieg gebar den Streit,
Eisern, eisern ist die Zeit.

Dort ein Kaisertum im Ost,
Hier ein Reich vom Fels zum Meere,
Eins des andern Schirm und Trost,
Beide gleich an Macht und Ehre —
Schöner Traum, wie liegst du weit!
Eisern, eisern ist die Zeit.

Trotz im Auge, Groll im Mund
Stehn, die jüngst noch Kampfgesellen;
Ach, nicht birgt das Land am Sund
Ihres Haders tiefste Quellen.
Deutschland gilt, was sie entzweit;
Eisern, eisern ist die Zeit.

Deutschland gilt's und ruhelos
Glimmt die Zwietracht fort der beiden,
Daß in aller Gauen Schoß
Die da Brüder sind sich scheiden,
Und des Hasses Saat gedeiht;
Eisern, eisern ist die Zeit.

Horch, schon läßt sich dumpf bei Nacht
Unterm Grund ein Brausen spüren,
Hoch zu Rosse wie zur Schlacht
Ziehn in Wolken die Walküren,
Angst und Schwüle weit und breit!
Eisern, eisern ist die Zeit.

Brich herein denn, Schicksalstag!
Ende diese Not im Wetter!
Unter Sturm und Donnerschlag
Send uns einen Hort und Retter!
Deutschlands Purpur liegt bereit,
Eisern, eisern ist die Zeit.

51. Das Lied vom Reiche.

Vor 1866.

Frisch auf und unverdrossen,
Wie grimm die Welt auch tut!
Die Zwei sind dir Genossen,
Dein Gott und deutscher Mut.
Ob's Herz schier bricht,
Verzage nicht,
Die Zähne beiß zusammen!
Es fügt sich doch,
Wofür so hoch
Die besten Herzen flammen.

Nicht knechtisch Wohlbehagen,
Noch blutig Gaukelspiel
Aus welscher Gleichheit Tagen
In unsres Volkes Ziel.
Doch birgt sein Herz
Nicht mehr den Schmerz
Um die zerborstne Eiche,
Doch wächst das Wort
Allmächtig fort,
Das Wort vom deutschen Reiche.

Wohl hält der alte Drache
Vielköpf'ger Eifersucht
Am Baum des Lebens Wache
Und weigert uns die Frucht.
Doch, wie er faucht
Und Flammen haucht,
Laß dich nicht mit zerspalten!
Getrost im Graus,
Mein Volk, halt aus!
Gott wird der Hoffnung walten.

Der Treue kann's nicht fehlen,
Beharren bringt Gedeihn;
Was reif ward in den Seelen,
Das schafft sich Fleisch und Bein.
Es wird die Not
Ihr laut Gebot
Im Schlachtendonner sprechen;
Und kommt's nicht jetzt,
So kommt's zuletzt
Mit Biegen oder Brechen.

Das ist die einz'ge Sühne,
Das ist des Liedes Schluß,
Das ist der Lenz, der grüne,
Der endlich werden muß:
Voll Macht und Ruhm
Das Kaisertum,
Dem freien Volk zum Frommen.
Drum, wie's auch tost,
Herz, sei getrost!
Das Reich wird dennoch kommen.

52. Am Jahresschlusse.

1866.

Hast du endlich allverständlich,
Schicksal, deinen Spruch getan,
Und wie Frühlingsbrausen endlich
Weht's das deutsche Leben an?
Ja, der Bannfluch ist gebrochen,
Der beklemmend auf uns lag,
Und befreit, mit Herzenspochen
Grüßen wir den jungen Tag.

Wo an Böhmens wald'gen Borden
Siebenmal die Schlacht getobt,
Hat der schwarze Aar vom Norden
Seiner Schwingen Kraft erprobt;
In den Staub von ihr getrümmert
Sank die Fessel, die so lang
Jeden Hoffnungstraum verkümmert,
Der aus deutscher Seele sprang.

Doch, wie stolz im Feld der Waffen
Euer Wurf, ihr Sieger, fiel;
Halb erst steht das Werk geschaffen,
Unsrer Sehnsucht hohes Ziel.
Andern Grund noch gilt's zu legen,
Als des Schwertes freudlos Recht;
Nur in freier Liebe Segen
Knüpft Geschlecht sich an Geschlecht.

Wallt denn, eurer Lorbeerzweige
Würdig, unsrem Volk voran!
Jeder eitle Hader schweige,
Jeder Hohn sei abgetan.
Zeigt, wie schön dem Heldenmute
Weisheit sich und Güte paart,
Und am stammverwandten Blute
Ehrt des Geistes Eigenart.

Aber ihr, die dieser Zeiten
Sturm gebeugt, erhebt das Herz!
Künftig Heil will sich bereiten,
Und die Wandlung nur ist Schmerz.
Brach auch Teures euch zusammen,
Lernt aufs Ganze gläubig sehn!
Lodernd muß der Holzstoß flammen,
Soll der Phönix auferstehn.

Drum getrost! Und schwöret in treuer
Kraft zum großen Vaterland,
Und des heil'gen Opfers Feuer,
Schürt es selbst mit frommer Hand!
Werft der Eifersucht Gedanken,
Werft den alten Groll hinein!
Brausend auch die letzten Schranken
Spült hinunter dann der Main.

O wann kommst du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt,
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt,
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt!

53. Den Bauleuten.

1866.

Nun aus Ost und West der Sturm
Droht heranzubrausen,
Laßt uns gründen einen Turm,
Daß wir drinnen hausen!

Baut die Mauern stark und fügt
Fest die Balkenstützen,
Wenn's zur Zeit auch nur genügt,
Uns im Braus zu schützen.

Sind wir unter sicherm Dach
Glücklich erst geborgen,
Läßt für wohnliches Gemach
Sich schon weiter sorgen.

Aber jetzt versäumt die Frist
Nicht mit Glanzentwürfen,
Und vor dem, was lieblich ist,
Schafft, was wir bedürfen!

Schon aus naher Wolken Schoß
Grollt der Zorn der Winde;
Eilt, daß er nicht obdachlos
Abermals uns finde!

Wann verbraust der Hagelschlag
An den nackten Wänden,
Mögt ihr froh am heitern Tag
Was sie schmückt, vollenden.

Freudenschall und Farbenflor
Rufe dann zum Feste.
Und es öffne sich das Tor
Weit für teure Gäste.



54. Was wir wollen.

April 1867.

Was soll dies Spiel der List,
Dies Klirren mit dem Schwerte,
Als ob nach Raub und Zwist
Das deutsche Volk begehrte?
Ein treuer Wunsch allein
Steht uns ins Herz gegraben:
Wir wollen einig sein
Und wollen Frieden haben.

Mag jeder, wie's ihm klug
Bedünkt, sein Haus verwalten!
Wir sind uns selbst genug
Und lassen gern ihn schalten.
Uns ist's nicht Gall' im Wein,
Wenn andre froh sich laben;
Wir wollen einig sein
Und wollen Frieden haben.

Nur, wie wir ohne Groll
Das Recht des Nachbars ehren,
So fordern wir, man soll
Auch unsres uns gewähren.
Kein Vormund red' uns drein
Wie willenlosen Knaben;
Wir wollen einig sein
Und wollen Frieden haben.

Wir wollen endlich fest
Ausbau'n die deutschen Hallen,
Nicht, wie sie Ost und West,
Nein, wie sie uns gefallen.
Reicht uns die Hand am Main,
Ihr Bayern und ihr Schwaben!
Wir wollen einig sein
Und wollen Frieden haben.

Wir hassen's insgesamt,
Um eitlen Ruhm zu fechten,
Doch hoch zur Notwehr flammt
Das Schwert in unsrer Rechten.
Dem Störenfried allein
Sei's in die Brust gegraben!
Wir wollen einig sein
Und wollen Frieden haben.

55. Vorwärts!

Sommer 1867.

Durch Deutschlands Gauen hallt das Wetter aus,
Die Luft wird hell, entschieden ist der Strauß;
Zertrümmert liegt, das keiner Schmach gewehrt,
Das Haus am Main, ohnmächt'ger Zwietracht Herd,
Und überm Schutt, auf bessern Fels gegründet,
Steigt auf der Bau, der schon das Reich verkündet.

Einfügt sich Stein um Stein. Und fällt zersprengt
Manch alter Schmuck, dran unser Herz noch hängt,
Wir bringen ihn getrost, wie traut er war,
Dem großen Vaterland zum Opfer dar,
Und trinken reichres Leben frohgemutet
Im Strom der Kraft, die aus dem Ganzen flutet.

Du aber, kriegerisch Geschlecht, bestellt,
Ein Hort zu sein der jungen deutschen Welt.
Mit deinen Zielen wachse! Was das Schwert
Begann, vollend es deiner Siege wert!
Das Haupt umkränzt mit frischem Eichenlaube
Laß, was verwelkt ist, hinter dir im Staube!

Durchbrich in jugendlicher Heldenkraft
Der längst zu eng gewordnen Formel Haft!
Wirf ab den Starrsinn, der, was fröhlich blüht,
Gewaltsam nach der Schnur zu ziehn sich müht!
Des jungen Weins lebend'ge Ströme lassen
Sich nimmer in die alten Schläuche fassen.

Du kämpftest nicht nach seellos dumpfem Brauch,
In deinen Fahnen wob des Geistes Hauch;
Das schuf den Sieg dir, daß im Schlachtgewog
Sein Brausen über deinen Fahnen zog;
Mit ihm im Bunde vorwärts! Laß ihn walten,
Und die da tot sind, sich an Totes halten!

Du führst den Adler, zieh uns denn voran
Mit Adlersflug auf morgenroter Bahn!
Flieg in der Freiheit Sonne kühn hinein,
Und du wirst deutsch und dein wird Deutschland sein,
Vom Schnee der Gletscher bis zum Bernsteinmeere
Glorreich verjüngt in Eintracht, Macht und Ehre.

56. Deutsches Leben.

1867.

Was steht ihr düster und betroffen,
Die ihr ein deutsch Panier doch tragt,
Nun endlich, endlich unsrem Hoffen
Ein Morgen der Erfüllung tagt?
O bannt von eurer Stirn die Wolke!
Verscheucht den wüsten Traum der Nacht,
Als wär' es aus mit unsrem Volke,
Weil's anders kam, als ihr gedacht.

Denn als der Sturm der sieben Wochen
Die Welt erschüttert nah und fern,
Wohl hat er morsche Zier gebrochen,
Doch nimmer unsres Wesens Kern.
Aus tausend Quellen um die Wette
Braust unversiegt von Ort zu Ort,
Braust stolzer nur im neuen Bette
Der Strom des deutschen Lebens fort.

Noch wettert durch der Schlacht Gedröhne
Das Schwert, ein Blitz in deutscher Hand,
Noch wissen lächelnd unsre Söhne
Zu sterben für das Vaterland.
Und die in schwindelnden Gedanken
Die Herrn der Welt sich schon geglaubt,
Mit bangem Neide sehn die Franken
Den Kranz des Siegs auf unsrem Haupt.

Noch waltet am ererbten Herde
Der deutsche Bauer schlicht und stark,
Beharrlich, wie die Kraft der Erde,
Die treu ihn nährt mit ihrem Mark.
Noch wächst auf hohem Schloß, dem Ruhme
Nacheifernd, den der Ahn gewann,
Manch kühner Sproß zum Rittertume
Des Geistes und des Schwerts heran.

Noch blüht gesegnet in der Runde
Der Städte Wandel, Kunst und Fleiß;
Noch wurzelt dort im festen Grunde
Des Bürgersinns der Freiheit Reis.
Im Wettkampf jeder Kraft erschaffen
Gedeiht das Neue Tag für Tag,

Doch bürgt die ernste Pflicht der Waffen,
Daß alte Zucht nicht rosten mag.

Noch läßt zu nimmermüdem Streben
Die Forschung ihre Fackel wehn,
Der Vorzeit reichen Schatz zu heben,
Der Schöpfung Rätsel zu verstehn;
Und wenn bekränzt und vielbewundert
Die goldne Zeit der Dichtung schied,
Noch rauscht dem eisernen Jahrhundert
Begeistrung manch geflügelt Lied.

Noch steht in unsres Lebens Mitte
Wie eine feste Burg das Haus,
Und strömt den Segen edler Sitte
Vom Herd auf die Geschlechter aus;
Noch birgt sich in der Jungfrau Sinne
Der Unschuld und der Ehren Hort,
Noch scheucht der Cherub reiner Minne
Vom Jüngling den Versucher fort.

Noch wacht mit brünstigen Gebeten
Die Mutter über ihrem Kind,
Noch treibt's den Mann, vor Gott zu treten,
Wenn er ein ernstes Werk beginnt;
Und bricht durch starrer Sitzung Schranke
Der ungedämpfte Geist sich Bahn,
Nur treuer wipfelt sein Gedanke
In freier Andacht himmelan.

Drum laßt vom Zagen, laßt vom Grollen!
Im Sturme wuchs uns nur die Kraft,
Und mächtig, in Gezweig und Schollen,
Den Lenz verkündend, treibt der Saft.
Erstorbnem weint ihr nach vergebens,
So kommt und tut den Brüdern gleich,
Und auf dem Grund des alten Lebens
Helft uns erbau'n das neue Reich!

57. Ein Ruf über den Main.

Oktober 1867.

Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührotschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!

Kein Fremdling soll euch hindern!
Kein Machtspruch fern und nah,
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania.

Ihr sollt nicht länger tragen
Der Waisen schwarz Gewand,
Ihr sollt nicht fürder fragen:
Wo ist das Vaterland?
Den Hort euch zu gewinnen,
Der jüngst ein Traum noch war,
Reicht nur in treuen Sinnen
Die Hand den Brüdern dar!

Ihr raschen Alemannen
Glückauf! Mit Jubelton
Aus eures Schwarzwalds Tannen
Antwortend grüßt ihr schon.
Ihr habt die heil'ge Lohe
Der Freiheit stets genährt,
Nun schürt getreu die hohe
Auf größerm Opferherd!

Was säumt ihr ernsten Schwaben,
Vorkämpfer einst im Reich?
Wohl ist an Geist und Gaben
Kein Stamm dem euren gleich;
O laßt den Schatz nicht rosten,
Ihr sollt auch überm Main,
Wo Lichtgedanken sproßten,
Die Bannerträger sein.

Ihr löwenherz'gen Bayern,
Ihr Franken, klug und kühn,
Wie lange wollt ihr feiern,
Wo Deutschlands Ehren blühn?
Den Arm, erprobt im Schlagen,
Den Blick voll Weltverstand,
Wollt ihr sie träg versagen
Dem großen Vaterland?

Empor! Ihr hofft vergebens,
Ein Volk im Volk zu sein,
Schon reißt der Strom des Lebens
Die dumpfen Schranken ein.
Vertraut euch seinen Wogen
Und sucht ein besser Heil!
Allmächtig angezogen
Zum Ganzen strebt der Teil.

Wohl habt ihr's oft vernommen,
Vom Eberhard das Lied,
Wie er, dem Reich zum Frommen,
Sein stolzes Herz beschied
Und großen Sinns die Krone,
Danach er selbst begehrt,
Des Nordens starkem Sohne
Darbot am Vogelherd.

O laßt sein Bild euch mahnen
Und zieht aus Süd und West,
Zieht hin mit euren Fahnen
Zum schönsten Sühnungsfest,
Und bringt, die uns verloren,
Doch nie vergessen war,
Dem Haupt, das Gott erkoren,
Die Kaiserkrone dar!

58. Deutsche Wanderung.

Frühling 1868.

Der Wald steht in Blüte, die wilden Schwäne ziehn,
Mir klingt's im Gemüte wie Wandermelodien;
Zum Stab muß ich greifen, leb wohl, altes Haus!
Und singend wieder schweifen ins deutsche Land hinaus.

Ihr blauenden Gipfel, ihr Täler Gott grüß!
Ihr dunkeln Eichenwipfel, wie rauscht ihr so süß!
Ihr wollt mir's erzählen, daß endlich hoffnungsvoll
Durch alle deutschen Seelen ein Lenzodem quoll.

Durch Steingeklüft und Forsten zu glimmen, o Lust!
Auf schwindelnden Horsten zu lüften die Brust.
Tief unten verklingen die Glocken weit umher,
Ein Adler hebt die Schwingen vom Felsen zum Meer.

Ins Brausen der Quellen wie pocht der Hämmer Schlag!
Da fördern die Gesellen das Eisen zu Tag,
Da wächst in roter Erde das Schwert für den Feind,
Der uns am deutschen Herde noch dreinzureden meint.

Nun kommst auch du geschwommen im frühroten Schein,
Willkommen, willkommen, du dunkelgrüner Rhein!
Du tränkst mit goldner Freude dein blühend Geländ',
Und weißt von keiner Scheide, die seine Stämme trennt.

Wie lang wird es währen, Altvater, so preßt
Man wieder deine Beeren zum Kaiserkrönungsfest,
Da kommt auf deinen Wogen im Purpurgewand
Der Hort des Reichs gezogen, das Banner in der Hand.

Dann ruhen alle Waffen, dann ist es vollbracht,
Dran tausend Jahr geschaffen, das Werk deutscher Macht,
In Norden und Süden der letzte Zwist gesühnt
Und Freiheit und Frieden, so weit die Eiche grünt.

59. An König Wilhelm.

Lübeck, den 13. September 1868.

Mit festlich tiefem Frühgeläute
Begrüßt dich bei des Morgens Strahl,
Begrüßt, o Herr, in Ehrfurcht heute
Dich unsre Stadt zum erstenmal;
Dem hohen Schirmvogt ihr Willkommen
Neidlosen Jubels bringt sie dar,
Die selbst in Zeiten längst verglommen
Des alten Nordbunds Fürstin war.

Das Banner, das in jenen Tagen
Den Schwestern all am Ostseestrand
Sie kühngemut vorangetragen,
Hoch flattert's nun in deiner Hand,
In deiner Hand, die auserkoren
Vom Herrn der Herrn, dem sie vertraut,
Das Heiligtum, das wir verloren,
Das deutsche Reich uns wieder baut.

Schon ragt bis zu des Maines Borden
Das Werk, darob ein Adler wacht,
Versammelnd alle Stämm' im Norden
Die Riesenfeste deutscher Macht;
Und wie auch wir das Banner pflanzen,
Das dreifach prangt in Farbenglut,
Durchströmt uns im Gefühl des Ganzen
Verjüngte Kraft, erneuter Mut.

Im engen Bett schlich unser Leben
Vereinzelt wie der Bach im Sand;
Da hast du uns, was not, gegeben,
Den Glauben an ein Vaterland.
Das schöne Recht, uns selbst zu achten,
Das uns des Auslands Hohn verschlang,
Hast du im Donner deiner Schlachten
Uns heimgekauft, o habe Dank!

Nun weht von Türmen, flaggt von Masten
Das deutsche Zeichen allgeehrt;
Von ihm geschirmt nun bringt die Lasten
Der Schiffer froh zum Heimatsherd.
Nun mag am harmlos rüst'gen Werke
Der Kunstfleiß schaffen unverzagt,
Denn Friedensbürgschaft ist die Stärke,
Daran kein Feind zu rühren wagt.

Drum Heil mit dir und deinem Throne!
Und flicht als grünes Eichenblatt
In deine Gold- und Lorbeerkrone
Den Segensgruß der alten Stadt.
Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

60. Kriegslied.

Juli 1870.

Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand!
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn ums Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!

Dein Haus in Frieden auszubau'n
Stand all dein Sinn und Wollen,
Da bricht den Hader er vom Zaun
Von Gift und Neid geschwollen.
Komm über ihn und seine Brut
Das frevelhaft vergossne Blut!
Vorwärts!

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen,
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen.
Doch der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch!
Vorwärts!

Schon läßt er klar bei Tag und Nacht
Uns seine Zeichen schauen,
Die Flammen hat er angefacht
In allen deutschen Gauen.
Von Stamm zu Stamm lodert's fort:
Kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord!
Vorwärts!

Voran denn, kühner Preußenaar,
Voran durch Schlacht und Grausen!
Wie Sturmwind schwellt ein Flügelpaar
Vom Himmel her ein Brausen,
Das ist des alten Blüchers Geist,
Der dir die rechte Straße weist.
Vorwärts!

Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen.
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: flieg, Adler, flieg!
Aus unsrem Blute wächst der Sieg.
Vorwärts!

61. Deutsche Siege.

August 1870.

Habt ihr in hohen Lüften
Den Donnerton gehört
Von Forbach aus den Klüften,
Von Weißenburg und Wörth?

Wie Gottes Engel jagen
Die Boten her vom Krieg;
Drei Schlachten sind geschlagen,
Und jede Schlacht war Sieg.

Preis euch, ihr tapfern Bayern,
Stahlhart und wetterbraun,
Die ihr den Wüstengeiern
Zuerst gestutzt die Klau'n!
Mit Preußens Aar zusammen
Wie trutztet ihr dem Tod,
Hoch über euch in Flammen
Des Reiches Morgenrot!

Und ihr vom Gau der Katten,
Und ihr vom Neckarstrand,
Und die aus Waldesschatten
Thüringens Höhn gesandt,
Ihr bracht, zum Keil gegliedert,
Der Prachtgeschwader Stoß;
Traun, was sich so verbrüdert,
Das läßt sich nimmer los.

Und die ihr todverwegen,
Von Leichen rings umtürmt,
Im dichten Eisenregen
Den roten Fels erstürmt,
Wo blieb vor euch das Pochen
Auf Frankreichs Waffenruhm?
Sein Zauber ist gebrochen,
Nachbricht das Kaisertum.

So sitzt denn auf, ihr Reiter,
Den Rossen gebt den Sporn,
Und tragt die Losung weiter:
Hie Gott und deutscher Zorn!
Schon ließ der Wolf im Garne
Ein blutig Stück vom Vließ,
Die Maas hindurch, die Marne,
Auf, hetzt ihn bis Paris!

Und ob die wunden Glieder
Mit der Verzweiflung Kraft
Er dort noch einmal wieder
Empor zum Sprunge rafft:
Dich schreckt nicht mehr sein Rasen,
O greiser Heldenfürst!
Laß die Posaunen blasen,
Und Babels Feste birst.

Der feigen Welt zum Neide
Dann sei dein Werk vollführt.
Und du, nur du entscheide
Den Preis, der uns gebührt!
Er stritt mit uns im Gliede
Kein Freund, als Gott allein,
So soll denn auch der Friede
Ein deutscher Friede sein.

62. Am dritten September.

1870.

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus;
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall,
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd.
Ihr Blendwerk lodert
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
An uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

63. An Deutschland.

Januar 1871.

Nun wirf hinweg den Witwenschleier,
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die du mit Klagen und Entsagen
Durch vierundsechzig Jahr getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin;

Die Zeit der Zwietracht und Beschwerde,
Da du am durchgeborstnen Herde
Im Staube saßest tiefgebückt,
Und kaum dein Lied mit leisem Weinen
Mehr fragte nach den Edelsteinen,
Die einst dein Diadem geschmückt.

Wohl glaubten sie dein Schwert zerbrochen,
Wohl zuckten sie, wenn du gesprochen,
Die Achsel kühl im Völkerrat,
Doch unter Tränen wuchs im stillen
Die Sehnsucht dir zum heil'gen Willen,
Der Wille dir zur Kraft der Tat.

Und endlich satt, die Schmach zu tragen,
Zerrissest du in sieben Tagen
Das Netz, das tödlich dich umschnürt,
Und heischtest, mit beerztem Schritte
Hintretend in Europas Mitte,
Den Platz zurück, der dir gebührt.

Und als der Erbfeind dann, der Franze,
Nach deiner Ehren jungem Kranze
Die Hand erhub von Neid verzehrt,
Zur Riesin plötzlich umgeschaffen,
Wie stürmtest du ins Feld der Waffen,
Behelmte, mit dem Flammenschwert!

O große, gottgesandte Stunde,
Da deines Haders alte Wunde
Die heil'ge Not auf ewig schloß,
Und wunderkräftig dir im Innern
Aus alter Zeit ein stolz Erinnern,
Ein Bild zukünft'ger Größe sproß!

Wie Erz durchströmte deine Glieder
Das Mark der Nibelungen wieder,
Der Geist des Herrn war über dir,
Und unterm Schall der Kriegsposaunen
Aufpflanztest du, der Welt zum Staunen,
In Frankreichs Herz dein Siegspanier.

Da war dir bald, mit Blut beronnen,
Des Rheins Juwel zurückgewonnen,
Dein Kleinod einst an Kunst und Pracht,
Und dessen leuchtend Grün so helle
In Silber faßt die Moselwelle,
Der lotharingische Smaragd.

O laß sie nicht verglühn im Dunkeln!
Verjüngten Glanzes laß sie funkeln
Ins Frührot deiner Osterzeit!
Denn horch, schon brausen Jubellieder,
Und über deinem Haupte wieder
Geht auf des Reiches Herrlichkeit.

Durch Orgelton und Schall der Glocken
Vernimmst du deines Volks Frohlocken?
Den Heilruf deiner Fürstenschar?
Sie bringen dir der Eintracht Zeichen,
Die heil'ge Krone sondergleichen,
Der Herrschaft güldnen Apfel dar.

Auf Recht und Freiheit, Kraft und Treue
Erhöhn sie dir den Stuhl aufs neue,
Drum Barbarossas Adler kreist,
Daß du, vom Fels zum Meere waltend,
Des Geistes Banner hoch entfaltend,
Die Hüterin des Friedens seist.

Drum wirf hinweg den Witwenschleier!
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser!
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser
Und führt dich heim im Siegesglanz.

64. Zur Friedensfeier.

18. Juni 1871.

Flammt auf von allen Spitzen,
Ihr Feuer deutscher Lust,
Und weckt mit euren Blitzen
Ein Danklied jeder Brust!
Das grause Spiel der Waffen
Mit Gott ist's abgetan,
Und, die das Schwert geschaffen,
Die Palmenzeit bricht an.
  Preis dem Herrn, dem starken Retter,
  Der nach wunderbarem Rat
  Aus dem Staub uns hob im Wetter
  Und uns heut im Säuseln naht!

Nun ward in eins geschmiedet,
Was eitel Stückwerk war,
Nun liegt das Reich umfriedet
Vor Arglist und Gefahr.
Vom Alpenglühn zum Meere,
Vom Haff zur Mosel weht
Das Banner deutscher Ehre
In junger Majestät.
  Preis dem Herrn, dem starken Retter,
  Der nach wunderbarem Rat
  Aus dem Staub uns hob im Wetter,
  Und uns heut im Säuseln naht!

Wie braust von Stamm zu Stamme
Ein Leben reich und stolz,
Seit der Begeistrung Flamme,
Was starr sich mied, verschmolz,
Seit am vereinten Werke
Des Südens Flügelkraft,
Des Nordens klare Stärke
Wetteifernd ringt und schafft!
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht!

Der in der Feuerwolke
Voran uns zog im Krieg,
Nun send' er unsrem Volke
Die Kraft zum letzten Sieg,
Die Kraft, auch aus den Herzen
Der Lüge finstre Saat,
Das Welschtum auszumerzen
In Glauben, Wort und Tat.
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht!

Zieh ein zu allen Toren,
Du starker, deutscher Geist,
Der aus dem Licht geboren
Den Pfad ins Licht uns weist.
Und gründ' in unsrer Mitte,
Wehrhaft und fromm zugleich,
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rat
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säuseln naht!

65. Ludwig Uhland.

Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutschen Dichterwald;
Ein Sänger schied, getreu vor allen,
Von denen deutsches Lied erschallt.
Wie stand mit seinem keuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er stolz und schlicht!
Ein Meister und ein Held wie Walter
Und rein sein Schild wie sein Gedicht.

Wohl Größre preist man unser eigen,
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,
Die Lorbeern der Hellenen blühn.

Doch keiner sang in unsrer Mitte,
Der, so wie er, unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,
Ein Herold deutscher Ehren war.

Drum, wenn wir seinen Weisen lauschen,
Umweht es uns wie Heimatluft,
Wir hören deutsches Waldesrauschen,
Wir atmen deutschen Maienduft.
Die Herrlichkeit verschollner Tage
Steigt mondbeglänzt vor uns herauf,
Uns geht beim Waldhornruf der Sage
Das Herz in süßem Schauder auf.

Und wenn mit männlich ernstem Fodern
Sein Lied nach Freiheit ruft und Recht,
Auch das ist deutschen Geistes Lodern,
Beharrlich, prunklos, stark und echt.
Es lehrt uns — was das Schicksal sende —
Dem Weltlauf fest ins Auge schaun;
Es lehrt uns treu sein bis ans Ende
Und auf der Zukunft Sterne traun.

Und forschen wir, wie vom Beginne
Der Sprache zweigend Erz gediehn,
Und was der Väter gläub'gem Sinne
Als uralt heilig Bild erschien:
Er hat den rechten Schacht gefunden,
Er trägt auf vielgewundner Bahn
Durchs Labyrinth der Götterkunden
Die Fackel deutend uns voran.

So wob er schon in unsre Jugend
Des Liedes Schmuck, der Sage Lust,
So reift' er zu entschlossner Tugend
Den Freiheitsdrang in unsrer Brust.
So stand er deutschen Reichtums Wächter
In sinnverwelschter Zeiten Lauf,
Und huld'gend schauten drei Geschlechter
Zu seiner stillen Hoheit auf.

Er schied; es bleibt der Mund geschlossen,
So karg im Wort, im Lied so klar,
Der Mund, draus nie ein Spruch geflossen,
Der seines Volks nicht würdig war.
Doch segnend walte sein Gedächtnis,
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtnis,
So treu und deutsch zu sein, wie er.

C. Einige Bemerkungen zu den Gedichten.

I. Gedichte von verschiedenen Verfassern.

„Der deutsche Rhein.“ Das Lied entstand unter dem Eindruck französischer Anmaßungen im Jahre 1840. Die Überführung der Asche Napoleons von St. Helena nach Frankreich hatte die Franzosen an die ruhmreiche Zeit unter dem ersten Napoleon erinnert, und der Ministerpräsident Thiers hatte alles getan, um die kriegerische Stimmung zu schüren. Ehe Frankreich durch eine erneute Allianz der Großmächte isoliert wurde, wollte es durch einen entscheidenden Schlag seinen Einfluß am Rheine durch Eroberung der Grenzlande wiedergewinnen. Diese Absicht trat in den Kriegsrüstungen, der Befestigung von Paris und vor allem in Hetzartikeln gegen Deutschland klar zutage. Der berühmte Dichter und glänzende Redner Alphonse de Lamartine glaubte als Deputierter die einmal erregten Leidenschaften durch den Hinweis auf den Rhein als die natürliche Grenze Deutschlands noch steigern zu müssen. Diese Ansichten wurden begreiflicherweise von der deutschen

Presse erwidert. Ein Artikel der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" begeisterte Nic. Becker zu einem energischen Abwehrlied, das, wenn auch poetisch nicht wertvoll, dem gesunden Volksempfinden der damaligen Zeit entsprach. Zunächst von einem Trierer Kapellmeister in Musik gesetzt, ist es in mehr als 100 Singweisen in jener Zeit gesungen worden.

Eine Antwort auf das Beckersche Lied ist ein Gedicht von Alfred de Musset „Le Rhin Allemand" und die bald darauf erscheinende „Marseillaise de la paix" von Lamartine, die in meisterhafter Weise von Ferdinand Freiligrath übertragen worden ist. Die Friedensklänge, die uns in diesem Gedicht entgegenschallen, zeugen mehr von der Klugheit des gewandten Franzosen als von der wirklichen Stimmung des französischen Volkes, die vielmehr in dem Gedicht von Musset ihren Ausdruck findet.

Der Stimmung der Friedensmarseillaise entsprechen die Gedichte von Prutz „Der Rhein" und von Gottschall „Dem Rhein", während Schneckenburger mit seiner „Wacht am Rhein", Ernst Moritz Arndt „Und brauset der Sturmwind des Krieges heran" und damals auch Herwegh mit seinem „Rheinweinlied" wie Nic. Becker mehr den Volkston treffen.

„Deutschland" von Heinrich Heine zeigt, wie sich auch der große Verächter deutschen Wesens, Heine, nicht der allgemeinen patriotischen Stimmung dieses Jahres entziehen kann. Dasselbe gilt von Georg Herwegh in den beiden nachfolgenden Gedichten.

„Mein Vaterland" eröffnet die Reihe der zum Teil sehr bekannten Hoffmannschen Vaterlandslieder. Sie finden hier ihren Platz, um die Zeit und die Stimmung um das Jahr 1840 recht zu charakterisieren. Der echt volkstümliche Dichter spricht hier recht aus der Seele des Volkes heraus, ebenso wie später mit seiner herben Kritik und seinem bitteren Sarkasmus gegenüber den Zuständen im öffentlichen Leben am Ende der vierziger Jahre. Bei seinem ritterlichen Streiten für deutsche Treue und Ehre, deutsche Einheit und Freiheit wendet er sich auch mit einem wirkungsvollen Aufruf an die Deutschen des Auslandes und kämpft gegen alle „Ausländerei".

„Dem deutschen Volk" gilt seine Mahnung zur Einheit, zum Handeln, zum Kampf für Deutschlands Größe.

„Die deutsche Flotte" sollte dem Deutschen Reiche im Auslande wieder Ansehen schaffen. Die Schaffung einer deutschen Seemacht gehörte schon damals zu den Forderungen deutscher Patrioten.

Nereiden, Meernymphen.

Oriflamme, früher Fahne der französischen Könige.

Leopard bezeichnet das englische Wappen.

„Der Rhein" übt Kritik an dem damaligen Regierungssystem

und leitet zu den Gedichten über, die bestimmte politische Forderungen stellen, wie Aufhebung der Zollschranken, Freiheit in Wort und Presse.

> Das Wort verfälscht und mißverstanden in Strophe 2 bezieht sich auf das Wort von der Freiheit der Rheinschiffahrt jusqu'à la mer in den Verträgen vom Jahre 1815.

„Dem Rhein" erinnert in seinem Gedankeninhalt an die Lamartinesche Friedensmarseillaise, indem es ebenso wie das vorige Gedicht an Beckers Rheinlied anknüpft.

„An den König von Preußen" richtet ebenso wie das folgende Gedicht von Prutz, das durch das Kölner Dombaufest veranlaßt wurde, die Wünsche nach Preßfreiheit und Repräsentativverfassung an die Adresse des Königs von Preußen. Die ersten Strophen erinnern an die poetische Petition, die Graf Platen im Jahre 1831 an den damaligen Kronprinzen richtete; sie verlangte ein Eintreten für Polen gegenüber dem russischen Kaiser.

> Meleager nahm am Argonautenzuge und an der Jagd des kalydonischen Ebers teil. Seiner Mutter Althäa war bei der Geburt des Sohnes von der Schicksalsgöttin verkündet worden: „Er wird so lange leben, bis jener auf dem Hausherde glühende Brand verzehrt sein wird" Sofort riß die Mutter das brennende Stück Holz aus dem Feuer und verwahrte es.· Später aber warf sie im Zorn, um ihre Brüder, die von Meleager erschlagen worden waren, zu rächen das Scheit ins Feuer, worauf ihr Sohn unter den schrecklichsten Qualen verstarb.

Dieser dichterische Appell an den König veranlaßte diesen, dem damals schon gefeierten Dichter eine Audienz zu gewähren. Die Berichte über die dabei geführten Gespräche weichen sehr voneinander ab. Jedenfalls erkannte der König die maßvolle Opposition gegen sein Regierungssystem an. Die Mahnung des Königs zu weiser Mäßigung hat der begabte Dichter jedenfalls nicht beherzigt. Wir finden ihn bald im Lager der extremsten Revolutionäre.

„Der Aufruf" erinnert der Form nach an die mannhafte und begeisternde Sprache der Freiheitsdichter, ist aber ebenso wie die beiden folgenden Gedichte in seinem Inhalt revolutionär und zeigt, in welcher Weise sich Dichter wie Herwegh und Freiligrath nach dieser Richtung hin entwickelt haben, und wie sich die Stimmung des Volkes, der sich ja die Dichtung anpaßt, unter dem Eindruck der innerpolitischen Entwicklung geändert hat.

„Deutscher Nationalreichtum" wendet sich mit bitterem Spott gegen das damals herrschende Polizeiregiment in Deutschland, gegen Byzantinismus und Büreaukratie.

„Verzweiflung" bezeichnet die Stimmung der weitesten Kreise in den Jahren vor, während und nach der Revolution.

„Huldigung" gilt dem Reichsverweser; er wird ebenso ungerecht beurteilt wie der im Gedicht genannte Fürst Windischgrätz, der im Juni 1848 den Aufstand in Prag unterdrückte. Das folgende Gedicht von Dingelstedt wird dem Erzherzog mehr gerecht.

„Deutsche Kaiserkrone 1848, 1849" sieht die Kaiserfrage vom Standpunkt des Österreichers an, der begreiflicherweise den Ausschluß Österreichs aus Deutschland nicht billigen konnte.

„In der Paulskirche am 18. Oktober 1849" ist der Erinnerung an die Tagungen des ersten deutschen Parlaments geweiht.

Der kühne Griff bezieht sich auf die Wahl des Reichsverwesers;

Blum, Gelehrter und Führer der demokratischen Partei in Frankfurt, wurde im November in Wien verhaftet und erschossen.

„Elegie" schließt die Reihe der politischen Gedichte; es kennzeichnet so recht die Stimmung vor und nach den Tagen von Olmütz.

II. Geibels politische Gedichte.

Geibel hat sich bis zum Jahre 1840 um die Politik nicht gekümmert. Doch zeigen bereits seine Jugendgedichte, von denen zur Einführung in die politische Dichtung hier drei angeführt worden sind, neben Natur- und Liebesliedern Vaterlandslieder. In ihnen kommt die Liebe zur Heimat, Begeisterung für das deutsche Wesen, deutsche Sprache, deutsche Geschichte und Sage und die Hoffnung auf die Wiedererstehung deutscher Herrlichkeit unter einem deutschen Kaiser zum Ausdruck.

„Friedrich Rotbart." Das Gedicht ist wahrscheinlich noch während der Schulzeit des Dichters entstanden. Es lehnt sich in Inhalt und Gedankengang an das bekannte Gedicht von Rückert aus dem Jahre 1813 „Barbarossa" an. Die Kyffhäusersage bezog sich ursprünglich nicht auf Friedrich Barbarossa, sondern auf Friedrich II. Wie die durch Rückert und Geibel volkstümlich gewordene Barbarossasage sich in den Jahren 1870/71 herrlich erfüllt hat, zeigen Gedichte aus dieser Zeit z. B. „Rotbarts Testaments" von C. Koeltsch.

Die Raben sollen in der ursprünglichen Sage an die Raben Odins erinnern, die in der Welt umherfliegen, um von allem Geschehenen Kunde zu bringen; in dem Gedicht erscheinen sie als ein Bild der Zwietracht und des Unglücks.

Heinrich von Ofterdingen gehört zu den sieben Dichtern, die bei dem Sängerstreit auf der Wartburg um das Jahr 1300 genannt werden.

Das „Türmerlied“ erinnert im Strophenbau an das Kirchenlied „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ von Phil. Nicolai.

„Kreuzzug“ zeigt ebenso wie die folgenden Gedichte „Was uns fehlt“ und „Negerweib“ das spezifisch Christliche in der Beurteilung der Politik. Die unmittelbare Veranlassung zu diesem Gedicht war der Krieg Mehmed Alis gegen die Pforte im Jahre 1840.

Minaret, der Turm einer Moschee, von dessen Zinne das Volk zum Gebet aufgerufen wird.

„Das Negerweib.“ Die Stellung des Gedichts unter den Zeitgedichten kennzeichnet es als ein politisches. Geibel wendet sich gegen die einseitige Überschätzung Amerikas als des Landes der Freiheit und des Glücks. Damals herrschte dort noch die menschenunwürdigste Sklaverei. Vergebens hatte der englische Lord Wilberforce, „jener Edle“ im Gedicht, bereits 1789 für Aufhebung der Sklaverei gekämpft. Erst während des Bürgerkrieges 1861—65 wurde durch den Präsidenten Abraham Lincoln die Freiheit der Sklaven proklamiert. Leider hat Amerika damals viele tüchtige Bürger Deutschlands, die mit den politischen Zuständen in ihrem Vaterland nicht zufrieden waren, herübergezogen und sie für immer ihrer deutschen Heimat entfremdet.

Die im Gedicht erwähnte Losreißung der Kolonien von dem englischen Mutterlande erfolgte in dem sogenannten Unabhängigkeitskrieg 1774—76.

Der Schauplatz der Handlung ist eine Pflanzung am Mississippi, dem „großen Strome“.

Alligator = Krokodil.

„Italien,“ dem Lande seiner Sehnsucht, der „Künste Mutter“ und seinem Heldenvolk spricht er Mut zu im Kampfe für seine Unabhängigkeit und Freiheit, der im Jahre 1820 begann und im Jahre 1848 in der Kriegserklärung an Österreich zum allgemeinen Ausbruch kam. Er vergleicht Italien mit Penelope, der Gemahlin des Odysseus, die zwanzig Jahre den Freiern standgehalten, bis der Geliebte sie von den lästigen Eindringlingen befreite.

„Das Gesicht im Walde“ bringt dieselben Hoffnungen wie das vorhergehende Gedicht mit Beziehung auf das eigene Vaterland zum Ausdruck. Es erinnert an „Friedrich Rotbart“ und findet im „Lied des Alten im Bart“ und in „Barbarosses Erwachen“ gewissermaßen eine weitere Ausführung der Gedankenreihe.

„Barbarossas Erwachen“ entstand einige Zeit später, im Juli 1843, in St. Goar und enthält das politische Glaubensbekenntnis des Dichters, namentlich in den letzten Worten des Kaisers. Mit dem welfisch ehrenwerten Geschlecht meint der Dichter wohl die im Jahre 1837 ihres Amtes entsetzten und ausgewiesenen sieben Professoren in Göttingen,

zu denen auch die Gebrüder Grimm gehörten. Allerdings liegt der hannoversche Verfassungsbruch schon sechs Jahre zurück.

Im Liede „Auf dem Rhein“ fordert er Fürsten und Adel, Bürger und Bauern und nicht zuletzt die Dichter auf, für Deutschlands Einheitsbestrebungen einzutreten, ohne um die Gunst und Zustimmung der Franzosen und Baschkiren (d. h. Russen) zu buhlen.

„An Georg Herwegh“ ist gewissermaßen die Antwort auf Herweghs „Gedichte eines Lebendigen“ aus dem Jahre 1841. Diese waren dem „Verstorbenen“, dem Fürsten Pückler-Muskau, der damals durch sein Eintreten für den zu sieben Jahren Festung verurteilten Dichter Laube, der seine $1^1/_2$ jährige Haft auf dem Schlosse Muskau verbüßen durfte, und früher bereits durch die „Briefe eines Verstorbenen“ Aufsehen erregt hatte, gewidmet. Sie enthielten jene damals zündenden Aufrufe an das Volk, „zu sterben mit dem Donnerruf: der Freiheit eine Gasse!“ und „reißt die Kreuze aus der Erden, alle sollen Schwerter werden!“ worauf Geibel in seinem Gedicht anspielt.

„Den Verneinenden“ ist eine Erwiderung und Rechtfertigung gegenüber den maßlosen Angriffen und Verunglimpfungen, denen er durch seine Herausforderung Herweghs und seine darin ausgesprochene Überzeugung in der Presse ausgesetzt war. Es entstand im Herbst des Jahres 1842 in Dresden.

„An den König von Preußen“ ist „der in das Poetische übersetzte Dank“ des Dichters für die ihm vom Könige bewilligte lebenslängliche Pension von 300 Talern jährlich. Eine derartige Anerkennung ist bereits früher Künstlern und Dichtern zuteil geworden; sie schloß weiter keine Verpflichtung in sich, als daß der Beschenkte ohne die drückendsten Sorgen um das tägliche Brot sich seiner Natur entsprechend weiter entwickle und ausbilde. Dieselbe Auszeichnung ist später den Dichtern Ferdinand Freiligrath und Johannes Minckwitz zuteil geworden. Auch ist das Lob, das der Dichter dem Könige spendet, in der damaligen Zeit durchaus nicht übertrieben; selbst Herwegh nennt ihn „den Stern, auf den man schaut, den letzten Fürsten, auf den man baut“. Dichter und Künstler hatten allen Grund, dem Könige dankbar zu sein. Hatte er doch Schelling, Rückert, Tieck nach Berlin berufen, auch die Gebrüder Grimm und Dahlmann, die aus Hannover vertrieben worden waren, in Berlin und Bonn angestellt. Ein erst kürzlich veröffentlichter Brief vom 2. Dezember 1840 — vgl. Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau“ Nr. 292, Jahrgang 1905 — zeigt, wie sich der König durch den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz bei dem König Ernst August von Hannover für die Brüder Grimm, deren Schriften ihn seit mehr als 20 Jahren entzücken, verwendet.

Er entwirft in dem Gedichte zugleich ein Bild eines sittlich hoch-

strebenden Dichters; Sophokles und Dante sind seine Vorbilder, weil sie es verstanden haben, auch das sittlich Verwerfliche in die Dichtung aufzunehmen, um es darin zum Sittlichen zu läutern. Die innere Durchbildung des Menschen zum Charakter erachtet er für die wichtigste Aufgabe des Dichters, der „bauen, bilden, versöhnen“ wolle.

„Die Sonette aus dem Jahre 1843“ zeigen uns den Dichter in seinem Ringen nach Klarheit und Wahrheit in einer Zeit, die „jeden wie die Sphinx von Theben anblicke und vor immer neue Rätsel stelle.“ Er versucht es hier „mit dem Blick des Sehers“ wie ein Prophet des alten Bundes die Zeichen der Zeit zu deuten. Er will, unbekümmert um die Gunst des Volkes, unabhängig seinen Weg gehen, keiner Partei sich anschließen, aber wie Kassandra einst in Troja ein Wehe rufen oder wie die Nachtigall ein Lied anstimmen, auch wenn niemand lauscht als die Nacht. In nicht mißzuverstehender Weise nimmt er auch Stellung gegenüber den revolutionären Elementen, mit deren Bestrebungen sich sein Streben nach der wahren Freiheit nicht in Einklang bringen läßt. Vgl. Schiller „Das Ideal und das Leben“, Vers 11:

„Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht.“

Ferner Klopstock „Mein Irrtum“:

„Freiheit, Mutter des Heils —
Deine Seel' ist Gesetz.“

Goethe „Natur und Kunst“:

„Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.“

„Bei einem Feste“ und das folgende Sonett zeigen des Dichters Mißstimmung über das Treiben am Stuttgarter Hofe im Jahre 1844, das ihn, trotz der ihm erwiesenen Ehrungen, völlig unbefriedigt läßt. Seine gedrückte und verzagte Stimmung zeigt sich auch in den „Deutschen Klagen vom Jahre 1844“, von denen die vierte, siebente und neunte herausgegriffen sind.

„Sanssouci“ entstand im August des Jahres 1843 und zeigt in der meisterhaften Schilderung charakteristischer Einzelzüge den Einfluß Freiligraths in St. Goar. Die Hoffnung auf den kühnen Flug des Aars von Hohenzollern, Gedanken, wie sie in Geibels Barbarossagedichten ausgesprochen werden, finden auch hier in einer Strophe ihren Ausdruck.

Triton, Sohn des Poseidon und der Amphitrite, sollte auf Befehl seines Vaters durch den Klang seiner Muscheltrompete die wogenden Meeresfluten beruhigen. Steintritonen zieren wie Nymphen und die Blumengöttin Flora die Gartenanlagen des Schloßparks.

Boileau, berühmter französischer Dichter im Zeitalter Ludwigs XIV., wurde durch seine Poetik Gesetzgeber der französischen Dichtkunst. Die

Gartenanlagen entsprechen wie die „welschen Taxushecken" dem französischen Geschmack.

Der treue Freund ist Leutnant von Katte, der vor Friedrichs Augen hingerichtet wurde, weil er die Flucht des Kronprinzen begünstigt hatte.

Doppelaar, gemeint ist Österreich.

Horaz, römischer Dichter (65—8 vor Christi Geburt) verherrlichte den Ruhm des Kaisers Augustus. August hier Bezeichnung des Herrschers.

Weiße Federn vom fremden Schwan borgte sich Friedrich, wenn er sich z. B. von Voltaire, einem ausländischen Dichter, besingen ließ.

„Menetekel" fällt ein ähnliches Urteil über das gesellschaftliche Leben in Berlin, wie das Gedicht „auf einem Feste" über das in Stuttgart.

„An die Gewaltsamen" richtet sich gegen das Eichhornsche Ministerium und warnt vor Gewaltmaßregeln und Machtsprüchen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens.

„Die zwölf Sonette für Schleswig-Holstein," von denen hier drei mitgeteilt werden, waren veranlaßt durch den sogenannten „offenen Brief" des Königs von Dänemark im Jahre 1846. Sie sind entstanden während einer Dampfschiffahrt von Magdeburg nach Hamburg und wenden sich alle in heiligem patriotischen Zorne gegen diesen Versuch, deutsche Herzogtümer zu Teilen Dänemarks zu machen. Der Dichter hatte schon früher Gelegenheit gehabt, mit einem solchen „Rufe von der Trave" für seine Vaterstadt Lübeck gegen die Übergriffe dänischer Politik einzutreten, als die Regierung in Kopenhagen Einspruch erhob gegen den Bau einer Eisenbahn von Lübeck nach Lüneburg bzw. Hamburg, die das dänische Lauenburg durchschneiden mußte. Er erinnert seine Vaterstadt Lübeck an ihre große Geschichte zur Zeit der Hansa in der Vision „Eine Septembernacht". In denselben Gedanken wie die Sonette für Schleswig-Holstein bewegt sich das Protestlied für Schleswig-Holstein.

„Das Kriegslied" aus dem Jahre 1848 will für den Kampf gegen Dänemark begeistern.

„Das Gebet" kennzeichnet die Stimmung des Dichters im Jahre der Revolution, speziell unter dem Eindruck des Waffenstillstandes zu Malmö und der schändlichen Mordtaten in Frankfurt a. M.

„Geduld" wünscht der Dichter sich und seinen Zeitgenossen, nachdem die Ablehnung der Wahl zum deutschen Kaiser durch Friedrich Wilhelm IV. die Hoffnungen auf Erneuerung deutschen Kaisertums zunichte gemacht hatte. Der Dichter hatte damals unter dem Eindruck der Zeitverhältnisse an einer Tragödie Heinrich I. gearbeitet. Der 1. Akt sollte zeigen, wie Konrad I. unter dem Eindruck deutscher Zerrissenheit auf dem Sterbebette seinen Feind Heinrich I. den Fürsten zu seinem Nachfolger empfiehlt, um

eine Einheit in deutschen Landen herbeizuführen. Als Friedrich Wilhelm IV. die ihm angetragene Wahl ablehnt, war dem Dichter die Lust an seinem Stoff verleidet. Er hat das Drama nie zu Ende geführt.

„Ein Gedenkblatt" erinnert an die von den Patrioten damals beklagte Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.

Den Dichtern stellt Geibel in jener Zeit „wüster Kämpfe" besondere Aufgaben als Tempelwächter oder, wie er sich in Anlehnung an Parzival ausdrückt, als Templeisen. Das waren die Hüter des heiligen Grals. Sie sollten die Gegensätze nicht verschärfen, sondern Versöhnung predigen, „sich weder vor Thronen beugen, noch knien, wo der Pöbel kniet".

„Die Herbstblätter" lassen seinen Standpunkt in jener sturmbewegten Zeit erkennen und zeigen, wie aus der zweiten angeführten Sonette hervorgeht, daß er seine ehrliche Überzeugung auch den Schwächen des Königs gegenüber zum Ausdruck bringt. Das letztere Sonett entstand im Jahre 1850 in Carolath, wo er als Gast des Fürsten Carolath weilte.

„Klage" entstand im Jahre 1850 während seines Aufenthalts in Karlsbad und kennzeichnet den Tiefstand deutscher Politik, wie sie sich in ihrer Hilflosigkeit und Ohnmacht in dem schmachvollen Vertrag zu Olmütz, der Schleswig-Holstein seinem Schicksal überließ, zeigte.

Gefegt hat hier die Bedeutung von „gereinigt", „geputzt". Fegen hängt mit der germanischen Wurzel „fag" = passend, geeignet sein, zusammen; daher bedeutet fegen zunächst passend, geeignet machen (vgl. Schwertfeger = Verfertiger von Schwertern).

„Mein Friedensschluß" entstand ebenfalls während seines Aufenthalts in Karlsbad im Jahre 1850. Es schließt gewissermaßen eine innere Entwicklung des Dichters ab. Er zieht sich vom politischen Kampfplatz zurück. Er tut dies, indem er sich dem Optimismus hingibt, daß das Streben nach Freiheit zu einer Neugestaltung der politischen Zustände und einer Besserung aller bestehenden Verhältnisse führen würde. Zu dieser Annahme führt ihn ein Vergleich zwischen der Entwicklung der Freiheit und der Schönheit zu immer reineren Formen. Dieser Vergleich wird im einzelnen in dem Gedichte durchgeführt.

„Das Lied von Düppel," vgl. Fontanes Düppellied.

Danebrog ist das dänische Reichsbanner. Außer dem Pionier Klinke wird hier auch dem Major v. Beeren vom Gardegrenadierregiment Königin Augusta und dem heldenmütigen General von Rawen ein Denkmal gesetzt.

„Deutsches Leben." Die Anklage richtet sich gegen die Feinde Preußens.

„Deutsche Wanderschaft." Mit der roten Erde ist Westfalen gemeint.

„An König Wilhelm." Dies Gedicht gab den entscheidenden Anstoß zur Entlassung des Dichters aus bayrischen Diensten.

„Ludwig Uhland." Mit diesem Lobpreis des deutschen Dichters Uhland, dessen Tod (1862) er in diesem Gedicht beklagt, können wir am besten die Sammlung der echt vaterländischen Lieder Geibels schließen. Vieles, was er an Uhland rühmt, gilt auch von ihm, für uns aber jedenfalls der Schluß dieses Hymnus:

„Das ist an uns sein groß Vermächtnis,
So treu und deutsch zu sein, wie er."

D. Die wichtigsten Daten aus dem Leben der genannten Dichter.

1) Arndt, geb. 1769 in Schoritz auf der Insel Rügen. Sein Entwicklungsgang und seine Bedeutung, besonders während der Freiheitskriege, ist bekannt. Im Jahre 1818 wurde er Professor in Bonn, aber bald darauf als Verführer der Jugend seines Amtes entsetzt. Von Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 wieder in sein Amt eingesetzt, beteiligte er sich noch einmal an dem öffentlichen Leben und wurde 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt; hier gehörte er der Erbkaiserpartei an. Seine Hoffnung auf ein einträchtiges starkes Deutschland erfüllte sich nicht. Er starb im Jahre 1860 zu Bonn.

2) Becker, geb. 1809 in Bonn, gest. 1845. Gerichtsschreiber in Köln. Er ist nur bekannt geworden durch sein Rheinlied.

3) Dingelstedt, geb. 1814 zu Halsdorf bei Marburg, gest. 1881 zu Wien. Er war bereits 1836 Lehrer am Lyzeum in Kassel, bald darauf Lehrer am Gymnasium in Fulda. In seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" stand er ganz auf dem Standpunkt der Demokraten jener Zeit, zog sich aber später von den revolutionären Dichtern zurück. Im Jahre 1844 lernte ihn Geibel als Bibliothekar des Königs von Württemberg in Stuttgart kennen. Später wurde er Intendant des Münchener, 1857 des Weimarer Hoftheaters und 1872 als Nachfolger Laubes Direktor des Hofoperntheaters in Wien. Vom Kaiser von Österreich wurde er hochgeehrt und 1876 in den Freiherrnstand erhoben.

4) Freiligrath, geb. 1810 zu Detmold als Sohn eines Lehrers, gest. 1876 in Cannstadt bei Stuttgart. Er wurde zunächst auf den Wunsch seines Vaters Kaufmann, zeigte aber bald großes dichterisches Talent und gab 1839 seinen Beruf auf, um ganz der Dichtkunst leben zu können. Er schloß sich seit 1844 der extremen Richtung der politischen Dichter an (vgl. sein Glaubensbekenntnis) und wurde nun der gewaltigste

und begeistertste Dichter der Revolution. Er verzichtete infolgedessen auf die ihm vom König von Preußen ausgesetzte Pension von 300 Talern und flüchtete 1844, um der zu erwartenden Verfolgung durch die Regierung zu entgehen, nach Brüssel, wo er mit dem aus Frankreich ausgewiesenen sozialistischen Agitator Marx zusammentraf. Nach kürzerem Aufenthalt in England kehrte er 1848 nach Deutschland zurück und wurde als Redakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung" in Köln der Stimmführer der Revolution. Wegen Majestätsbeleidigung angeklagt, wurde er zwar freigesprochen; er zog es aber vor, Deutschland zu verlassen. Er lebte von 1851 bis 1867 als Direktor einer Schweizer Bank in London. Allmählich vollzog sich aber in ihm unter dem Eindruck der politischen Vorgänge in seinem Vaterlande eine Wandlung. Im Jahre 1868 kehrte er in seine Heimat zurück und feierte als Patriot sein in sich geeintes und erstarktes Vaterland. Seinem „poetischen Feierabend" verdanken wir noch die schönsten Vaterlandslieder wie „Hurra Germania" und „die Trompete von Gravelotte".

5) Gottschall, geb. 1823 zu Breslau, trat bereits als junger Student der Rechte in Königsberg i. Pr. mit politischen Gedichten hervor und vertrat seitdem die Forderungen des ostpreußischen Liberalismus. Er wurde darum unter dem Ministerium Eichhorn als Universitätslehrer nicht zugelassen, entwickelte aber als Publizist und Dichter, zuletzt in Leipzig, eine reiche und vielseitige Tätigkeit. Besonders fruchtbar zeigte er sich als Dramatiker und Romanschriftsteller. Unter den literarhistorischen Werken ist besonders „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" in vier Bänden hervorzuheben.

Im Jahre 1877 wurde er vom deutschen Kaiser in den erblichen Adelstand erhoben.

6) Grün (eigentlich Anton Alexander Graf v. Auersperg), geb. 1806 in Laibach, gest. 1876 in Graz. Er war der Führer der Opposition in Österreich und als solcher Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt und später liberales Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Wir haben schon vom Jahre 1831 an politische Gedichte von ihm: „Spaziergänge eines Wiener Poeten" 1831. Sein romantisches Scherzepos „Die Nibelungen im Frack" leitete er mit folgenden die politische Dichtung kennzeichnenden Worten ein:

„Politisch Lied, du Donner, der Felsenherzen spaltet,
Du heilige Oriflamme, zum Siegeszug entfaltet,
Du Feuersäule, dem Volke die Knechtschaftswüste hellend,
Du Jerichoposaune, der Zwingherren Bollwerk zerschellend."

7) Heine, geb. 1797 in Düsseldorf als Sohn jüdischer Eltern, lebte als Schriftsteller in Hamburg, München, Berlin und seit 1831 in Paris und ist dort 1856 gestorben. Er gehörte mit seinem Witz und

seiner scharfen Satire der Richtung des „jungen Deutschland" an; für die politische Dichtung der vierziger Jahre kommt er kaum in Betracht. Fast unübertroffen ist er in einigen seiner lyrischen Gedichte: „Das Buch der Lieder." Bekannt sind auch seine Gedichte „Belsazar" und „Die Grenadiere". In letzterem zeigt sich seine schwärmerische Begeisterung für Napoleon I.

8) Herwegh, geb. 1817 zu Stuttgart, war zunächst Theologe, zog aber bald ein „freies Literatenleben" dem Aufenthalt im theologischen Stift zu Tübingen vor. Seine ersten politischen Gedichte, „Die Gedichte eines Lebendigen" 1841 fanden eine begeisterte Aufnahme. Er beteiligte sich im Jahre 1848 an der Spitze einer Deutsch-französischen Freischar an dem Aufstand in Baden, entkam aber durch die Flucht und kehrte nach Paris zurück. Später siedelte er nach Zürich und nach Erlaß der Amnestie im Jahre 1866 nach Lichtenhain bei Baden-Baden über. Hier starb er politisch unversöhnt im Jahre 1875. Er gehörte zu den wenigen, die sich bei dem politischen Umschwung in Deutschland auch im gereiften Mannesalter nicht von ihren revolutionären Ideen abbringen ließen.

9) Hoffmann von Fallersleben, geb. 1798 zu Fallersleben, seit 1830 Professor der Literatur an der Universität zu Breslau, wegen seiner „Unpolitischen Lieder" im Jahre 1842 abgesetzt, im Jahre 1848 mit der gesetzlichen Pension rehabilitiert, endlich nach mehrjährigem Aufenthalt in Bingerbrück, Neuwied und Weimar seit 1860 Bibliothekar des Herzogs von Ratibor an der ehemaligen Benediktinerabtei Corwey an der Weser, starb daselbst 1874. Hoffmann ist nicht bloß durch seine politischen Lieder seinerzeit einer der gefeiertsten Dichter gewesen, sondern auch bis auf den heutigen Tag durch seine Volks- und Landsknechtslieder, sowie seine Studenten- und Kinderlieder einer der bekanntesten und beliebtesten echt deutschen Poeten. Wir haben auch von ihm wertvolle Schriften über die deutsche Sprache und Literatur z. B. über „die Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther".

10) Jordan, geb. 1819 zu Insterburg in Ostpreußen, zunächst Theologe, dann Literat. Als socher beteiligte er sich auch mit einigen Gedichten an der politischen Dichtung und war 1848 Mitglied des deutschen Parlaments in Frankfurt a. M. Sein Hauptinteresse wandte er der Nibelungensage zu und stellte sie in der ältesten Form des epischen Gesangs, dem Stabreim, dar. Meisterhaft sind auch seine Übersetzungen Homers und der Dramen von Sophokles und Shakespeare.

11) Löwe, geb. 1816 zu Kassel, seit 1840 Mitglied der Hofbühne zu Stuttgart, gestorben 1860 daselbst.

12) Prutz, geb. 1816 zu Stettin, Philologe und Historiker, seit 1849 Professor der Literaturgeschichte in Halle, seit 1859 in seiner Vaterstadt Stettin, starb daselbst 1872.

Er gehörte mit seinen politischen Gedichten der extremen Richtung der Tendenzpoeten an. Er wurde im Jahre 1866 wegen seiner radikalen Richtung zu dreimonatlicher Gefängnisstrafe verurteilt, die er aber nach Erlaß der Amnestie nicht zu verbüßen brauchte.

13) Schneckenburger, geb. 1819 zu Thalheim in Württemberg, gest. 1849 zu Burgdorf bei Bern. Er ist durch seine „Wacht am Rhein" sehr bekannt geworden. In der Komposition von Karl Wilhelm wurde sie anläßlich der silbernen Hochzeit des Prinzen von Preußen im Jahre 1854 von hundert Sängern dem Prinzen, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm, vorgetragen. Allgemein beliebt ist dies Lied erst im Deutsch-französischen Kriege geworden.

E. Geibels Werdegang und Entwicklung zum politischen Dichter.

I. Einfluß des Elternhauses und Schulzeit.

Das für die Geschicke Europas so wichtige Jahr 1815 schenkte Deutschland zwei große Männer: Bismarck und Geibel, den „eisernen" Kanzler und den „goldenen" Sänger, den „Begründer" und den „Herold" des Deutschen Reiches. Der 18. Oktober dieses Jahres, der Geburtstag Geibels, läßt uns zugleich an den edlen Kaiser Friedrich denken, der diesen patriotischen Gedenktag als Geburtstag mit dem von ihm so verehrten Dichter gemein hat. Ihm galt das bezeichnende Wort des damaligen Kronprinzen, wie es uns der Oberhofprediger Kögel aus dem Jahre 1884 berichtet: „Das war kein Poet, das war ein Prophet."

Es war am 18. Oktober 1814, da weihte zu Lübeck der reformierte Prediger Johannes Geibel ein Kriegerdenkmal ein und sprach dabei die Hoffnung aus, daß sich „das deutsche Volk nun wieder frei bewegen könne, frei und freudig aufschauen zum Himmel und seiner eigentümlichen Richtung folgend, ungehindert von fremder Willkür sich ausbilden für Wahrheit und Recht". Er schloß mit dem bedeutungsvollen Gelübde: „Wir wollen hoch halten und rühmen jede mannhafte, große und gute Tat, und jeder soll streben, der Beste zu sein. Deutsche wollen wir sein und Brüder! Heil unserm Vaterlande, heil unserer Stadt." Ein Jahr darauf wurde dem begeisterten und unerschrockenen Patrioten ein Sohn geboren, der seinerseits das Gelübde seines Vaters erfüllt hat, der mit dazu beitragen sollte, daß der patriotische Gesang der Feiheitsdichter, der Körner, Arndt, Schenkendorf nicht verstummte und die Begeisterung für die Ideale dieser Zeit nicht aufhörte. „Emanuel" d. h. Gott mit uns nannten die frommen Eltern ihren Sohn, und was sie voller Hoffnung

und glaubensfreudig in diesen Namen legten, das hat sich im Leben dieses Mannes erfüllt.

Was er geworden und seinem Volke gewesen ist, verdankt er zum nicht geringen Teil seinen Eltern (vgl. II. Elegie. Ges. Werke. Bd. V, S. 86). Sein Vater war 52 Jahre, von 1797—1849, Prediger der reformierten Gemeinde zu Lübeck, als Kanzelredner, Seelsorger, Patriot und Mensch gleich geachtet und verehrt; seine Mutter, Luise geb. Ganslandt, entstammte mütterlicherseits einer französischen Emigrantenfamilie und erinnert in ihrer heiteren Gemütsanlage und geistigen Regsamkeit an die Mutter Goethes. Die Familie des Vaters stammte aus dem Dorfe Wachenbuchen im Frankenlande, unweit Hanau, und betrieb das Winzergeschäft. Daran knüpft das lustige Lied „Im Herbste, wenn die Trauben glühen" an (Ges. Werke Bd. III, S. 46, Lied X). Bemerkenswert ist das Urteil des Naturphilosophen Heinrich Steffens über Geibels Vater in seiner Selbstbiographie „Was ich erlebte" 1840—1844 aus dem Jahr 1808. „Einen großen Eindruck machte auf mich in religiöser Hinsicht der durch die tiefe Treue seiner Gesinnung, sowie durch die Eigentümlichkeit seines Geistes ausgezeichnete Prediger Geibel. Ich hatte bisher unter den zeitgemäß Gebildeten die große Gewalt, welche eine unerschütterliche Sicherheit des Glaubens ausübt, nicht so kennen gelernt; er ist mir seit der Zeit unendlich teuer geblieben, obgleich unsere religiösen Ansichten nicht ganz übereinstimmten." Diese Anerkennung galt dem bekannten und beliebten Prediger. Größere Bewunderung verdient sein persönlicher Mut und seine Unerschrockenheit. Während der Gewaltherrschaft, die in dem Unglücksjahre 1806 von dem Marschall Davoust als Statthalter Napoleons in Hamburg und Lübeck ausgeübt wurde, widersetzte sich Geibel den Anordnungen des Marschalls bezüglich des Kirchengebets für Napoleon. Von Davoust barsch angefahren: „Sie predigen Unordnung und Widersetzlichkeit" erwiderte er mutig und schlagfertig: „Nein, ich predige das Evangelium." Im Jahre 1813 wurde Geibel als Verräter von Napoleon geächtet und mußte seine geliebte Vaterstadt verlassen. Neben dieser persönlichen Frömmigkeit und glühenden Vaterlandsliebe werden von den Zeitgenossen, so z. B. von dem bekannten Dichter Karl Gerok die rein menschlichen Züge, wie sie sich im persönlichen Verkehr zeigen, an Geibels Vater hervorgehoben.

Alle diese Eigenschaften sind von dem Vater auf den Sohn übergegangen. Nach dem Tode seines Vaters im Juli 1853 schreibt er an seine Gattin aus Karlsbad: „Ich hab' es Dir oft gesagt, daß ich unter allen Kindern wohl am meisten der Sohn meines Vaters war, daß ich mehr als die anderen seine wesentliche Natur, seine geistigen Vorzüge und Schwächen erbte, ja daß ich selbst in meinen körperlichen Anlagen und Gebrechen, oft bis ins kleinste hinein, das Bild der seinigen wieder erkennen mußte."

Seine Jugendfreuden in dem elterlichen Hause in der Fischstraße beschreibt der Dichter in seiner III. Elegie (Ges. Werke Bd. V, S. 88 f.). Ähnlich wie Frankfurt auf Goethe gab die altehrwürdige Hansastadt Lübeck mit ihren vielen historischen Erinnerungen und interessanten Baudenkmälern, den mächtigen Wällen, alten Toren, interessanten Kirchen und hohen Giebelhäusern dem aufgeweckten Knaben in seinem Phantasieleben eine bestimmte Richtung. Die Selbständigkeit und Abgeschlossenheit des kleinen Handelsstaates, der zwischen Holstein und Mecklenburg eingeschlossen lag, und auf der anderen Seite die Lage an der Trave mit ihrem Zugang zum weltbeherrschenden Meere machte ihm seine Heimat besonders lieb, lenkte aber auch seinen Blick in die Ferne, trieb ihn hinaus in die Fremde. Die Sehnsucht nach der Heimat, wenn er fern von Lübeck weilte, und der Wandertrieb, das sehnsüchtige Verlangen nach dem Süden, wenn er daheim war, spiegeln sich immer wieder in seinen Gedichten wider. Eine solche Mischung findet sich schon in seinem Jugendliede „Der Zigeunerbube im Norden" (Ges. Werke Bd. I, S. 22 ff.). Dieses ist schon früh von einem Schulfreunde in Musik gesetzt und dann eine Zeitlang ein rechtes Volkslied und durch Entstellung des Textes ein beliebtes Bänkelsängerlied geworden. Dasselbe Gedicht, das in dieser Form auf Jahrmärkten und Kirchweihfesten gesungen wurde, hörte der Dichter im Winter 1843/44 bei seiner Anwesenheit in Stuttgart den Kronprinzen von Württemberg singen, während Liszt ihn begleitete.

Das aus dem Jahre 1857 stammende Gedicht „Lachswehr" (Ges. Werke Bd. III, S. 231 ff.) vervollständigt das Bild, das er von seiner Kindheit entwirft. Eine humorvolle Schilderung aus seiner Gymnasiastenzeit als Schüler des Katharineums, das er vom Jahre 1824 bis 1835 besuchte, finden wir in seinem Gedichte „Schulgeschichten" (Ges. Werke Bd. III, S. 225 ff.).

Von den Lehrern dieser Anstalt waren besonders Johannes Classen und der Direktor Friedrich Jacob auf Geibels Entwickelung von entscheidendem Einfluß. Letzterer sah in der Schule nur eine Erweiterung der Familie und sorgte für ein Zusammenwirken von Elternhaus und Gymnasium bei der Charakterbildung der Zöglinge. Zusammen mit den Lehrern der Anstalt suchte er auch über die Grenzen der Schule hinaus die Schüler anzuregen und zu fördern, indem er z. B. in der Stadt gesellige Zusammenkünfte veranstaltete, bei denen dramatische und musikalische Aufführungen seitens der Schüler geboten wurden. Unter solchen Anregungen konnte sich das offenbare Dichtertalent Geibels entwickeln. Sein Direktor äußerte gelegentlich, daß der Primaner Geibel eine Herrschaft über Sprache und Versbau besitze, wie sie sich bei keinem Dichter, selbst bei Goethe nicht, finde. Seine Vorbilder waren Platen, Uhland, Goethe, Heine, deren Einfluß sich bei den einzelnen Gedichten nachweisen

läßt. Neben der vaterländischen Dichtung waren die klassischen Sprachen seine liebsten Unterrichtsstoffe. Später hat er es als Aufgabe der Schule bezeichnet, den Knaben nicht zu früh „mit buntscheckigem Wissen zu nähren“; „ihr Beruf sei erfüllt, wenn er zu lernen gelernt habe“. Weitere Anregung fand der rege Geist Geibels durch einige talentvolle Mitschüler, mit denen er sich zu einem „literarischen“ und einem „poetischen“ Verein zusammenschloß. Den ersteren leitete Ernst Curtius, der spätere Erzieher des Kaisers Friedrich und Geschichtsforscher, der letztere versammelte sich gewöhnlich bei Geibel. Hierbei wurden Ausarbeitungen und Gedichte vorgetragen und beurteilt. Außer Ernst Curtius mögen aus diesem Kreise noch Marcus Niebuhr, der Sohn des Historikers und spätere Geheime Kabinettsrat Friedrich Wilhelms IV. und der spätere Arzt Carl Litzmann, einer der Biographen Geibels, erwähnt werden. Der Poetische Verein (P. V.) soll bei dem damals herrschenden Mißtrauen der Regierung gegenüber allen freieren selbständigen Regungen der Jugend einmal als Politischer Verein verdächtigt worden sein. Eine seitens des Direktors eingeleitete Untersuchung ergab die völlige Harmlosigkeit dieser Vereinigung junger Literaturfreunde. Zahllos waren die Gedichte dieser Musenfreunde. Geibel hatte schon als Primaner die Freude, eins seiner Gedichte „Vergessen“ unter dem Namen L. Horst im Musenalmanach für das Jahr 1834 gedruckt zu sehen. Er hatte bereits im Jahre 1832 eine Auswahl seiner Gedichte an Chamisso, den Herausgeber des Musenalmanachs, gesandt. Schon in diesem Gedichte findet das Liebesleben des Dichters, vielleicht eine Sekundanerschwärmerei für seine Cousine, ihren Ausdruck. Das ganze spätere Leben Geibels zeigt es, daß seine Muse des Umgangs mit edlen, reinen Frauen bedurfte.

Wir denken nur an sein Verhältnis zu Cäcilie Wattenbach und die Fülle von Liedern, die wir dieser ersten großen Jugendliebe verdanken. „Die Biographie des Dichters verschmilzt von selbst zu einer Geschichte seiner Jugendliebe.“ Wie er Cäcilie am 6. Nov. 1833 als achtzehnjähriger Primaner kennen gelernt, schildert er in seiner IV. Elegie (Ges. Werke Bd. V., S. 90). Ihre ältere Schwester Sophie verheiratete sich bald darauf mit Geibels Lieblingslehrer Classen; sie und ihr Bruder Wilhelm wurden bald die Vertrauten und Vermittler dieses zarten und reizvollen Liebesverhältnisses. Sieben Jahre ist der Primaner und spätere Student Geibel seiner Jugendliebe treu geblieben. Als sich ihm aber bei seiner Rückkehr aus Griechenland keine Aussicht auf eine selbständige Existenz bot, zog er sich scheu zurück. Sein Stolz und auf der anderen Seite Mißverständnisse führten zu einer Lösung dieses Verhältnisses; vgl. „Wie es geht“ (Ges. Werke Bd. I., 78). Doch haftet dieser Jugendschwärmerei, wie überhaupt dem Liebesleben des Dichters, kein sittlicher Makel, wie bei anderen bekannten Dichtern, an. Er konnte

in seinem späteren Alter dankbar bekennen, daß er sich durch sein feuriges Temperament und seine lebhafte Phantasie nie zu einer unedlen oder unschönen Handlung habe hinreißen lassen, so daß er ohne Reue mit reinem Gewissen auf seine Jugend zurückschauen könne. In diesem Sinne ist eine Äußerung Geibels aus dem Jahre 1865 zu verstehen, die W. Deeke in seinen Erinnerungen aufgezeichnet hat. „Ihm sei bei der Liebe, trotz aller Leidenschaft, die seelische Erregung allemal das Überwiegende und Bestimmende gewesen: so sei er vor Schuld bewahrt worden, und manches schwierige Verhältnis habe sich später zur reinsten und innigsten Freundschaft verklärt, die durch die Erinnerung an den einstigen Rausch der Neigung und den in Selbstüberwindung errungenen Sieg noch einen besonderen Zauber bewahrt habe." Ein solcher Zauber liegt auch über diesem späteren Freundschaftsbunde zwischen Geibel und Cäcilie Wattenbach, die ihm, wie er sich der verwitweten Frau Immermann gegenüber ausspricht, „zuerst die Schönheit des Daseins in der Liebe erschlossen habe, daß er ihr immer dankbar geblieben sei für alles, was er durch sie empfangen habe." Eine später erfolgte Aussprache brachte die beiden einander wieder näher, und es sollte das letzte Wiedersehen im Jahre 1880 eine der letzten reinen Freuden für den greisen Dichter sein.

„Wie trüb uns immer
Irrsal und Verhängnis schied,
Dein vergessen konnt' ich nimmer,
Denn Du warst mein erstes Lied.
Und mein alterndes Gemüte
Hat's wie Himmelstau getränkt,
Daß Dein Herz in reiner Güte
Wieder nun des Freundes denkt."

II. Studienzeit in Bonn und Berlin.

Mit 19 Jahren bestand Geibel als Primus im Herbst 1834 die Abgangsprüfung, blieb aber noch den Winter in Lübeck. Im Frühjahr 1835 ging er nach Bonn, um Theologie zu studieren. Bemerkenswert ist der Brief, den Geibels Vater damals an den Professor Bleek in Bonn schrieb: „Kannst Du, können andere auf ihn wirken, daß er die Bedeutung der Theologie erkennt, so wird dadurch ein sehnlicher Wunsch meines Herzens befriedigt. Mein Emanuel ist ein entschiedener Poet, und gerade das, wie herrlich es ist, kann für ihn eine Klippe werden. Wird das Flügelroß nicht von kräftigem klarem Geiste geleitet, so geht es mit jedem durch, der seinen Rücken besteigt. Da ich nun nichts kenne, was den Geist kräftig macht, als Religion, und was ihm zur Klarheit verhilft als Wissenschaft, und da nach meiner innigen Überzeugung die Theologie im höchsten Sinne des Wortes allein die wahre Wissenschaft ist, so

wünsche ich natürlich, daß er Theologie studieren möge. In dieser Hinsicht ist er noch unentschieden, seine Neigung geht zur Philologie. Fürs erste mag er dieser Neigung folgen, denn auch als Theologe muß er Philologe sein."

Von Anfang an fesselten den jungen Studenten mehr philologische Vorlesungen, und er wandte sich darum nach einem Jahr von der Theologie als Fachstudium ab, behielt aber sein ganzes Leben lang ein warmes Interesse für religiöse Fragen. Gelegentliche Reisen im schönen Rheinland begeisterten ihn zu poetischem Schaffen; doch fehlte ihm ein anregender Familienverkehr, wie er ihn in Lübeck gehabt hatte. Steife Gesellschaften bei Ernst Moritz Arndt, Wilhelm v. Schlegel, bei den Professoren Brandis und v. Bethmann-Hollweg, dem späteren Kultusminister, befriedigten ihn ebensowenig wie der Verkehr in einer burschenschaftlichen Vereinigung „Rulandia". Darum bezog er nach einem Jahr die Berliner Universität. Hier wurde er während seines zweijährigen Studiums nach und nach mit den namhaftesten Gelehrten, Künstlern und Dichtern bekannt. Ein Empfehlungsbrief eines Lübecker Gönners, des Kunsthistorikers v. Rumohr, öffnete ihm das Haus Bettinas von Arnim, der Schwester Brentanos. Viel verdankte Geibel dem Einfluß des damaligen Studenten der Rechte Adolf v. Schack, mit dem er bereits den Plan zu einer Tragödie entwarf, ferner dem Verkehr mit Dr. Häring — Schriftstellername Willibald Alexis — und dem greisen Dichter Chamisso. Dieser würdigte ihn eines vertrauten Verkehrs, besuchte ihn öfters und machte ihn zu seinem Hilfsredakteur beim Prüfen der zahlreich eingehenden Beiträge für den Musenalmanach; durch ihn wurde er auf die Dichtungen Freiligraths aufmerksam gemacht.

Ein Freund seines Vaters, der Kriminaldirektor Hitzig führte ihn in die „Literarische Gesellschaft" ein. Dort lernte er Kopisch, Eichendorff, Karl v. Holtei, Gaudy kennen. Bedeutungsvoll für ihn wurde der Verkehr bei dem Schwiegersohn Hitzigs, dem Kunsthistoriker und Maler Franz Kugler. Seine Gemahlin, Klara Kugler, hat er oft in seinen Gedichten besungen. Eine andere Dame, Johannna Mathieux, die spätere Gemahlin Kinkels, komponierte damals viele seiner Gedichte. Von Professoren mögen wegen ihres Einflusses auf Geibel genannt werden der scharfsinnige Textkritiker Lachmann, der geistvolle Droysen, der ihn in die poetische Literatur der Griechen einführte, und schließlich der berühmte Historiker Leopold v. Ranke, der sein reges historisches Interesse weiter förderte. Die Stadt Berlin an sich gefiel ihm nicht.

„Die Stadt Berlin, die jede Zeitung nennt,
„Berühmt durch ihren Fritz und ihren Sand
„Und 1000 Dichter, welche niemand kennt.

Es fehlte ihm der Stoff für poetisches Schaffen, es fehlte ihm

Natur, Wald, Wiese, Wasser; darum sehnte er sich nach seinem geliebten Lübeck, sehnte sich nach dem Süden, dem Land seiner Jugendträume. So kam ihm ein Anerbieten sehr gelegen, das ihm durch Bettina v. Arnim gemacht wurde. Er sollte eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten Katakazi in Athen annehmen. Mit Freuden griff er zu. In einer gewissen Vorahnung seines Glückes hatte er seinem Freunde Ernst Curtius, der schon vor ihm als Erzieher im Hause des griechischen Kabinettsrates, früheren Professors in Bonn, Brandis nach Griechenland gezogen war, beim Scheiden zugerufen: „Ernst, ich komme dir nach". In der Zeit des Hangens und Bangens, die er auf die Entscheidung von Athen warten mußte, entstand das Gedicht „Sehnsucht". (Ges. Werke Bd. I. S. 93.)

III. Wanderjahre.

Im April 1838 erfolgte seine Abreise nach Athen; vorher hatte er noch eifrig französisch getrieben und sich durch eine schriftliche Arbeit in Jena den Doktortitel, der für seine Stellung in Athen wünschenswert erschien, erworben. Die Elegien entwerfen ein schönes Bild von seinen Reiseeindrücken. Besonders wichtig erscheint die VII. Elegie wegen des Gelübdes, das er auf hellenischem Boden ablegte, und das er treulich als Mensch und Dichter gehalten hat.

„Mutig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und, was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied."

Diesem Bekenntnis können wir das bekannte Distichon an die Seite stellen.

„Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank ich's.
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt".

Viel hat Geibel diesem zweijährigen Aufenthalt im schönen Hellas zu verdanken, wenn auch seine Stellung als Erzieher nicht immer leicht für ihn war wegen der unvermeidlichen Abhängigkeit, die er als drückend empfand.

Wichtig wurde für ihn das letzte Jahr, weil es ihn auf den politischen Kampfplatz rief. Das hatte seinen besonderen Grund in einer großen politischen Verschwörung, die eine völlige Umwälzung der bestehenden Verhältnisse in Griechenland herbeiführen sollte. Im Jahre 1821 hatte der Freiheitskampf der Griechen begonnen und damit geendet, daß sie ihre Unabhängigkeit von der türkischen Herrschaft, die sie 4 Jahrhunderte ertragen hatten, erlangten. Wenn auch die verbündeten europäischen Großmächte England, Rußland und Österreich nicht alle Forderungen der Griechen bei der Türkei durchsetzten, so brachten sie doch die griechischen

Wirren nach zehnjährigem Kampf im Jahre 1832 zu einem gewissen Abschluß dadurch, daß wenigstens ein Teil des ursprünglichen alten Griechenlands seine Freiheit und Selbständigkeit wiedergewann, und dieser in dem Sohne des Königs Ludwig von Bayern, Otto, einen König erhielt. Diese Regelung der Verhältnisse sagte einem Teile der griechischen Bevölkerung, im besonderen einigen ehrgeizigen Parteiführern und fanatischen Priestern, nicht zu. Sie verbanden sich durch einen feierlichen Eid zu einem Bunde, der es sich zur Aufgabe machte, den König und die Königin und die anderen ungläubigen Beamten zu ermorden, alle Erziehungsanstalten, durch welche die Irrlehren im Volke verbreitet wurden, aufzuheben, und die Erziehung der Jugend bis zur Universität und darüber hinaus wieder ausschließlich den rechtgläubigen Priestern zu übertragen. Zugleich sollte in Mazedonien und Thessalien eine Revolution ausbrechen, um auch dort das verhaßte Türkenjoch abzuschütteln. In Konstantinopel wurden diese Umtriebe indessen bekannt, und es gelang der Regierung, die Hauptschuldigen zu ermitteln und zu verhaften. Immerhin war die Aufregung groß. Es konnte auch kein Geheimnis bleiben, daß die ganze Bewegung auf Einflüsse des Auslandes zurückzuführen sei. Das war für Geibel die Veranlassung, die in Griechenland gesammelten Erfahrungen auf die Verhältnisse in seinem eigenen Vaterlande anzuwenden. Die Zerwürfnisse auf heimischem Boden, wie sie leider durch den Kampf mit dem streitbaren Kölner Erzbischof Freiherrn Droste von Vischering zwischen Katholiken und Protestanten unvermeidlich geworden waren, die Eifersucht und Uneinigkeit zwischen den einzelnen Regierungen des deutschen Staatenbundes und die dadurch bedingten Anmaßungen der französischen und russischen Nachbarn beschäftigten auch die Gedankenwelt Geibels trotz seiner früheren Abneigung gegen jede dilettantenhafte Beschäftigung mit der Politik. Im „Türmerlied“ (Nr. 4 der Sammlung), das am Anfang des Jahres 1840, also vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. und der dadurch eingeleiteten allgemeinen politischen Bewegung entstand, bewegt er sich noch in ganz allgemeinen Gedanken. Politische Wachsamkeit gegenüber Frankreich und Rußland, Reinheit und Keuschheit gegenüber dem unheilvollen entsittlichenden Einfluß, der damals wieder von Frankreich ausging, Einigkeit im Innern, Mut und Entschlossenheit nach außen, das war der Weckruf eines deutschen Mannes, dem erst durch seinen Aufenthalt im Auslande der Blick geschärft war für die Zeichen der Zeit und für das, was seinem Volke fehlte. Durch die bekannte Melodie „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ ist dies Lied später noch bekannter geworden. Das musikalische Element seiner Lieder, die Reinheit und der Wohlklang seiner Sprache verhalfen seinen späteren Gedichten zu dem durchschlagenden Erfolge, wie sie vor ihm nur Goethesche und Heinesche Lieder gehabt hatten.

Ehe er aber als Dichter beim Publikum Beachtung und Verständnis und bei Kritikern eine gnädige Beurteilung fand, mußte er noch schwere innere und äußere Kämpfe durchmachen. Seine Stellung bei dem Gesandten Katakazi gab er leichten Herzens auf, da er keine Lust hatte, diesen bei seiner Abberufung nach Rußland zu begleiten. Nach einer längeren Reise zusammen mit Ernst Curtius auf den Inseln des Ägäischen Meeres kehrte er im Mai 1840 nach Lübeck zurück. Seine Hoffnungen, am Gymnasium seiner Vaterstadt eine Anstellung zu finden, erfüllten sich nicht. Ein dahingehender Antrag des Senats wurde von der Bürgerschaft abgelehnt. Schließlich entsprach eine Beamtenstellung, ebensowenig wie Goethe in Frankfurt, seinen Neigungen. Für seinen Dichterberuf, für den er sich nun einmal entschieden hatte, fand er in seiner Vaterstadt kein Verständnis. „He is nix, he hatt nix, un he makt nix" sagten mit dem Ausdrnck mitleidiger Überhebung die Lübecker Spießbürger und bedauerten nur den verehrten Herrn Pastor, daß sein Sohn es zu gar nichts bringe. Sein erster Band Gedichte und die „Klassischen Studien", Übersetzungen aus griechischen Dichtern, die er mit Curtius zusammen herausgab, fanden wenig Beachtung. Trotzdem ließ Geibel den Mut nicht sinken und behielt das Ziel, das er sich gesteckt hatte, klar vor Augen. Er schrieb damals an einen Freund in Athen: „Man muß viel durchmachen, ehe man ein echter Mann wird, und das soll, so Gott will, noch einmal aus mir werden. Was helfen alle Kenntnisse und Talente, wenn der echte treue Kern fehlt, der in dem Drängen der jetzigen Zeit nach Brot und augenblicklicher Ehre nur bei zu vielen verloren geht? ... Ich glaube, es kommt die Zeit, die nicht bloße Federfuchser, sondern Männer in voller Waffenrüstung braucht. Wohl dem, der dann weiß, auf welche Seite er sich zu stellen hat, und freudigen Mutes sagen kann: Hier bin ich!"

In diese trübe Zeit fällt auch die Auflösung der Verlobung mit Cäcilie Wattenbach, die von der Familie der Braut ausging, und der Tod seiner Mutter, die ihn mit ihrem sonnigen Temperament am besten verstanden hatte und ihm darum doppelt ein Halt und ein Trost gewesen war. Diese Trauernachricht bewog einen Freund seines Vaters, den Freiherrn Karl von der Malsburg, Emanuel auf sein Schloß Escheberg bei Kassel einzuladen. Hier sollte er die reichen Bücherschätze ordnen. In jenen Tagen froher Erwartung, vor Antritt der Reise, dichtete er auf einem Spaziergang zu einer befreundeten Familie das bekannte Wanderlied: „Der Mai ist gekommen" (Ges. Werke Bd. I. S. 49), das Gedicht „Hoffnung" (Ges. Werke Bd. I. S. 197) hatte er schon vorher gedichtet, während es in ihm und um ihn noch recht hoffnungslos aussah.

Sein fast zwölfmonatlicher Aufenthalt in Escheberg von 1841—1842 brachte ihm die mannigfachste Anregung und Förderung. Er trieb spanische

Studien, übersetzte „Volkslieder und Romanzen der Spanier" (1843) und machte kleinere und größere Reisen. So wohnte er z. B. auch der Grundsteinlegung des Hermanndenkmals auf der Grotenburg bei Detmold bei. An einen bemerkenswerten Vorfall bei dieser Gelegenheit erinnerte er sich noch im Jahre 1875 in einem Briefe an eine Freundin. „Da die Anschaffung von Bannern zu kostspielig gewesen wäre, so hatte man, um die verschiedenen deutschen Länder und Ländchen zu repräsentieren, zwei- oder dreifarbige Stangen, wie sie die Feldmesser zu brauchen pflegen, im Kreise um die Stätte gepflanzt. Plötzlich aber, mitten in der Feier, erhub sich ein heftiger Windstoß und warf ein paar dieser Stangen herunter. Die eine, die mir bis dicht vor die Füße rollte, war dunkelrot und weiß gestreift (Kurhessen); wäre die andere, worauf ich damals leider nicht achtete, weiß und gelb gewesen, wer wollte uns hindern, in dem wunderlichen Zufall eine Vorbedeutung zu sehen?"

Der poetische Niederschlag dieser Escheberger Zeit sind einige tief empfundene Liebeslieder, wie das „Minnelied" (Ges. Werke Bd. I. S. 185) und „Wenn sich zwei Herzen scheiden" und „Rühret nicht daran" (Ges. Werke Bd. I. S. 161, 162) und besonders die „Zeitstimmen". Er tritt mit diesen „Zeitgedichten" bewußt gegen alles Extreme und Revolutionäre der jungdeutschen Dichter auf. Solche „Zeiten von Erz", voll Waffenklirrens, Zeiten der Gärung, des Ringens nach neuen Zielen verlangen solche Kampflieder von dem Dichter, der mit seinem Volke fühlt und lebt. Mit solchen Gedanken leitete er in einer „Einleitung" (Nr. 5 der Sammlung) diese Gedichte ein. Er begeistert sich für einen neuen Kreuzzug und Niederwerfung des in sich morschen Türkenstaates, er hofft für Italien eine Wiedergeburt und nationale Einheit, eifert gegen die „Baschkierenfreundschaft" mit Rußland und gegen das Buhlen um Frankreichs Gunst, und tritt offen für die Einheitsbestrebungen Deutschlands auf (vgl. die folgenden Gedichte der Sammlung). Er bringt sich dadurch in bewußten Gegensatz zu dem damals gefeierten politischen Dichter Georg Herwegh, den er mit seinem Gedicht „An Georg Herwegh", Febr. 1842 (Nr. 14 der Sammlung) gewissermaßen herausfordert. Durch dies Gedicht, das er als ein „freier Priester freier Kunst" und nicht „um eines Königs Gunst" gesungen hatte, lenkte er die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Geibels Freund Hitzig ließ das Gedicht, ohne den Dichter zu fragen, im „Berliner Gesellschafter" abdrucken, wodurch es dem Könige von Preußen bekannt wurde. Der König war schon früher durch den nachmaligen katholischen Abgeordneten und Minister v. Radowitz, der durch Geibels Freund Adolf v. Schack den ersten Band seiner Gedichte in Frankfurt a. M. kennen gelernt hatte, für den jungen talentvollen Dichter interessiert worden. Es war also nicht, wie es hier und da behauptet wurde, eine Belohnung für eine der Regierung angenehme „gesinnungstüchtige" Dichtung, daß der König auf Verwenden

des Kammerherrn v. Rumohr durch Kabinettsordre vom 24. Dez. 1842 Geibel ein jährliches Gehalt von 300 Talern aussetzte. Dadurch wurde dieser wenigstens der Nahrungssorgen überhoben und konnte jetzt, wofür er sich nun einmal entschieden hatte, ganz der Dichtkunst leben. Seinen Gefühlen der Dankbarkeit gibt er in dem Gedicht „An den König von Preußen" (Nr. 16 der Sammlung) Ausdruck. Wie sehr er selbst eine regierungsfreundliche Tendenzpoesie, auch wenn sie der Überzeugung des Verfassers entspricht, verurteilt und die Anerkennung, die ihm als Tendenzdichter von dem Berliner Professor Huber zuteil wird, zurückweist, zeigt ein Brief an die ihn befreundete Frau Nölting vom 20. März 1842: „Ich glaube wie Huber, daß der Dichter eine Gesinnung haben muß, eine Überzeugung, von der er kein Haar breit abweichen darf, aber von einer eigentlichen Tendenzpoesie, wie er sie verlangt, habe ich wenigstens gar keinen Begriff. Die Gesinnung, und wenn es die großartigste und herrlichste wäre, macht den Dichter nicht, und wenn der wirkliche Poet nur darum dichtet, um seine Gedanken absichtsvoll auszusprechen, so wird er meiner Meinung nach dem Gedichte dadurch den größten Schaden tun. Für Tendenzen kann ich mich nicht begeistern, ich kann keine Stoffe suchen, um dies oder jenes auszusprechen, sondern der Stoff muß kommen und mich fassen, gleichviel, ob sich meine politischen und religiösen Ansichten dabei offenbaren lassen oder nicht. Daß mich nichts ergreift, was gegen meine Überzeugung ist, versteht sich von selbst. Ich glaube, wenn im Dichter nur der Geist ist, die Sehnsucht, dem Göttlichen den Sieg zu gewinnen, so wird ein leiser oder lauter Anklang derselben sich unwillkürlich fast in allem aussprechen, was er schreibt, sei es ein Drama oder Epos oder geradezu ein Zeitgedicht, oder auch nur ein kleines Lied, das einmal wieder im Frühling unter Blumen spielt. Tritt aber die Tendenz absichtlich hervor, so verliert ganz gewiß das Gedicht an poetischem Schmelz. Und so kann ich denn nicht umhin, gerade ein Lied „Auf den Rhein" (Nr. 13 der Sammlung), das den meisten Beurteilern und auch Huber vor den anderm zusagte, unbedingt für das poetisch schlechteste zu halten, was in den „Zeitstimmen" steht, und zwar aus dem Grunde, weil die Gesinnung durchaus das Künstlerische überwiegt. Ich habe das alles auch ganz offen an Huber geschrieben."

In demselben Sinne schreibt er am 16. Febr. 1843 von Lübeck aus an seinen Freund, Freiherrn Karl von der Malsburg, „daß der poetische Kampf für bestimmte Tendenzen der Zeit keinen Wert habe, daß der Dichter aber vor allem ein ganzer Mensch sein müsse, und darum gehöre allerdings ein gutes Stück seines Herzens seinem Vaterlande und dem Streben und Ringen seiner Zeit." Dem hat er sich nicht entzogen, um wie Goethe ein Kosmopolit zu sein. „Ich will ein redlicher Kämpfer sein in dieser verworrenen Zeit für das, was ich als groß und heilig

erkannt habe, will nicht rechts, nicht links sehen, sondern der innersten Überzeugung getreu das Schwert des Geistes führen. Ich fühl' es wohl, ich werde einen schweren Stand haben, denn mein Glaube ist nicht der Glaube der Menge, und die Freiheit, die ich verfechte, dünkt vielen eine Torheit. Aber „Vorwärts" ist mein Wort, und wenn ich auf meinem Wege unterliegen sollte, so will ich wenigstens fallen, wie der Fähnrich, der sich noch blutend in sein Banner hüllt. Das ist mein Gelübde." So schreibt der Dichter an Malsburg im Januar 1843. Alle diese Briefe sind von Lübeck aus geschrieben. Hier hatte sich der Dichter nach seinem Aufenthalt in Escheberg niedergelassen, um allerdings bald, nach Jahresfrist, wiederum den Wanderstab zu ergreifen. Er folgte nach Pfingsten 1843 einer Einladung des Dichters Freiligrath nach St. Goar. Durch seine Zeitgedichte und besonders auch seine Sonette hatte er sich bereits einen Namen gemacht. Sein Unabhängigkeitssinn und seine offene Stellungsnahme gegenüber den Parteien und Zeitströmungen hatten ihm auch bei manchen seiner politischen Gegner, die ihn wegen des vom Könige von Preußen ausgesetzten Jahresgehalts maßlos angefeindet hatten, Achtung erworben. Die Versuche, ihn zu der Partei der politisch Radikalen herüberzuziehen, scheiterten an seiner festgegründeten Überzeugung. Gedichte aus jener Zeit, wie „Barbarossas Erwachen" und „Sansouci", Nr. 12 und 26 der Sammlung, zeigten, daß er treu an den Idealen seiner Jugend festhielt, trotz der hinreißenden Beredsamkeit Hoffmanns von Fallersleben, dem es damals gelang, Freiligrath umzustimmen und zum Stimmführer der radikalen Dichter jener Zeit zu machen.

Naturgemäß mußte dieser Umschwung im Leben Freiligraths das Verhältnis zu Geibel, der ihn während jenes schönen anregenden Sommers des Zusammenlebens hochschätzen und als wahren Freund lieben gelernt hatte, trüben. Tiefbewegt nahmen sie voneinander Abschied, um sich nie im Leben wiederzusehen. Geibel ist sich und dem Vaterlande stets treu geblieben, Freiligrath hat ihm den Rücken gekehrt. „Wer von uns den rechten Weg geht," schreibt Geibel im Sept. 1846 an Freiligrath, „das mag Gott entscheiden; aber ebenso gewiß, wie ich weiß, daß Du Deinen Schritt aus ehrlicher Gesinnung getan hast, ebenso gewiß mußt Du wissen, daß es meine ehrliche Gesinnung ist, wenn ich ihn nicht nachtue."

Der Umgang mit Freiligrath hatte Geibel eine Fülle von Anregungen für sein dichterisches Schaffen gegeben. Er fand auch Gelegenheit, alte Bekanntschaften zu erneuern und neue Beziehungen anzuknüpfen. Berthold Auerbach, Kinkel, Willibald Alexis, Hoffmann von Fallersleben, Justinus Kerner gehörten zu den gelegentlichen Gästen des Freiligrathschen Freundeskreises. Der letzte von diesen fühlte sich besonders zu diesem jungen feurigen Dichter hingezogen. Kerners Wunsch, ihn in

Weinsberg zu besuchen, erfüllte Geibel gern. Auf der Reise nach Weinsberg besuchte er seinen Freund Schack in Frankfurt; von Weinsberg aus trat er in Beziehungen zu den schwäbischen Dichtern Gustav Schwab, Pfizer und Dingelstedt. Während seines Winteraufenthaltes in Stuttgart wurde er auch in die Hofkreise eingeführt und dem König Karl von Württemberg vorgestellt. Er selbst schreibt am 1. Jan. 1844 an Malsburg über diese Stuttgarter Zeit folgendes: „Was mich selbst betrifft, so habe ich meine Stuttgarter Zeit wohl benutzt. Ich habe viel gearbeitet, wenn auch nicht lauter poetische Dinge. Namentlich habe ich mich in meinen politischen und religiösen Anschauungen zu immer größerer Klarheit durchgerungen. Ich habe erkannt, daß im Staat wie in der Kirche, im Verkehr wie in Kunst und Wissenschaft dieselben Kräfte wirken, dieselben einfachen Grundgesetze gelten, nach denen die Welt sich bewegt, das Leben sich entwickelt.

Darum fühle ich deutlich, wo wir hinausmüssen, und werde auf meinem Wege rüstig und ruhig fortschreiten, weder gestört durch die ungerechten Angriffe einer ästhetischen Splitterrichterei und eines politischen Radikalismus, noch eitel und hoffärtig gemacht durch die übertriebenen Lobeserhebungen mancher Freunde, die von den Blüten reden, als ob sie schon Früchte wären."

Die ganzen folgenden Jahre zeigen fast durchweg eine zeitgeschichtliche Färbung seiner Gedichte. Die politische Lage stand damals zu sehr im Mittelpunkt des Interesses und beschäftigte auch den Dichter. „Die deutschen Klagen vom Jahre 1844" (Nr. 27 der Sammlung) charakterisieren so recht die Stimmung des Dichters, der damals am Ostseestrande in Travemünde weilte. Inhaltlich schließen sich daran die zwei Jahre später verfaßten „Sonette für Schleswig-Holstein" (Nr. 30 der Sammlung) und das „Protestlied für Schleswig-Holstein" und das „Kriegslied" (Nr. 31 u. 32 der Sammlung). Während sich diese „geharnischten" Lieder mehr mit der äußeren Politik beschäftigen, wendet sich „Das Lied des Alten im Bart" (Nr. 11 der Sammlung), das an sein Jugendgedicht „Friedrich Rotbart" erinnert, wieder der inneren Lage Deutschlands zu. Die deutsche Einheit, ein deutsches Reich unter einem deutschen Kaiser bleibt auch in trüben Tagen seine letzte Hoffnung, sein höchster Wunsch. — Sein äußeres Leben hatte in dieser Zeit etwas Ruhe- und Rastloses. Lübeck fesselte ihn nicht auf die Dauer. Wir begleiten ihn auf Reisen nach Hannover zu dem Literarhistoriker Goedecke, seinem späteren Biographen, nach dem Harz und nach Schlesien zu dem jugendlichen und schwärmerischen Dichter Grafen Strachwitz. Den Winter brachte er in Berlin zu. Das Leben und Treiben der großen Welt stieß ihn ab; er ahnte den Zusammenbruch, die Revolution. „Mene Tekel" (Nr. 28 der Sammlung) gibt solch düsteren Ahnungen Ausdruck. Auch direkt gegen

die Regierung, im besonderen gegen das Eichhornsche Ministerium, richtet er seine Angriffe „An die Gewaltsamen“ (Nr. 29 der Sammlung). Sie sollte nicht mit Gewalt den Zeitgeist zu meistern suchen, nicht mit Machtsprüchen den Kirchenglauben zu erhalten trachten. In den folgenden Jahren nimmt er größtenteils seinen Wohnsitz in Berlin. In diese Zeit fällt auch die Berührung mit dem preußischen Königshofe. Darüber berichtet Ernst Curtius aus dem Jahre 1847. „Nachdem ich die Freude gehabt hatte, den Prinzen Friedrich Wilhelm mit unserer baltischen Heimat und dem alten Haupte der Hansa bekannt zu machen, hegte ich begreiflicherweise auch den Wunsch, den Jugendfreund in die Kreise einzuführen, in denen ich damals lebte, und denen ich jede Art von geistiger Anregung nahezubringen berufen war. Was Kunst und Wissenschaft und Religion für den Menschen sind, das lernt man am besten durch den Eindruck von Persönlichkeiten, und so war es mir eine besondere Genugtuung, den fürstlichen Kindern einen geborenen Dichter, einen Poeten von Gottes Gnaden in Emanuel Geibel vorführen zu können. Der Eindruck hat sich unter den buntesten Eindrücken des späteren Lebens nie verwischt. Die Frau Großherzogin von Baden schrieb mir nach des Dichters Tode, sie könne noch jede Stelle bezeichnen, wo sie als Kind ihn gesehen habe. Zu dem Bruder trat er häufiger und näher in Beziehung. — In der Fastnachtzeit pflegte der Turnsaal in ein Theater umgewandelt zu werden, und es galt dann, ein passendes Stück aufzufinden. Als ich wieder eine Reihe von dramatischen Werken durchblättert hatte, kam ich plötzlich auf einen anderen Plan. Ich eilte auf den Enkeplatz und beredete den Freund, seinen Pegasus zu satteln. Wir besprachen Thema und Personal. Binnen 8 Tagen war das Lustspiel fix und fertig. Wir gaben ihm den Titel „Die Seelenwanderung“ — später, 1855, als „Meister Andrea“ gedruckt. — Der junge Prinz und seine Jugendgenossen spielten mit Liebe und Lust. Die Aufführung gelang, so daß die fürstlichen Eltern eine Wiederholung anordneten, zu welcher der König eingeladen werden sollte.“ Darüber verstrich aber fast ein Jahr.

Im Sommer des Jahres 1847 machte Geibel zusammen mit A. Kugler eine Reise durch Süddeutschland; er verdankt dieser Reise viel Anregung auf dem Gebiete der Kunst. Ein kurzer Abstecher führte die Reisenden auch zu dem greisen Dichter Rückert nach Neuseß bei Koburg. Nach seiner Heimkehr erlebte er in seiner Vaterstadt die Germanistenversammlung; sie versammelte die führenden deutschen Geisteshelden, wie die Gebr. Grimm, Dahlmann, Ihering, Lachmann in der alten Hansestadt. Den deutschen Einheitsbestrebungen, wie sie in dieser Versammlung in so bemerkenswerter Weise hervortraten, gab auch Geibel in seiner Weise Ausdruck.

„Für alles, was du bist und kannst, gebührt
Nächst Gott der erste Dank dem Vaterland.
Vergiß es nie, und was du immer tust,
Gedenke, daß es seiner würdig sei.
Am stillen Herd, im Staat, in Wort und Lied,
In Lieb' und Zorn, in jeglichem Gedanken
Sei deutsch, bis du dereinst dem Heimatboden
Mit deinem Staub die letzte Schuld bezahlst."

Am Anfang des nächsten Jahres machte die wiederholte Aufführung der „Seelenwanderung" wieder seine Anwesenheit in Berlin nötig. Als er am 8. März mit der königlichen Familie zusammen war, ahnte wohl noch niemand, wie ernst der König die Lage ansah. Zehn Tage darauf begannen in Berlin die Barrikadenkämpfe. Geibel befand sich bereits wieder in Lübeck, aber er durchlebte auch dort jene schreckliche Zeit in fieberhafter Aufregung. Jener Mißbrauch der Freiheit, für die er stets eingetreten war, und die Ausschreitungen des Pöbels empörten ihn auf das tiefste. „Gebet" (Nr. 33 der Sammlung). Ein Anerbieten, sich in jener Zeit als Redakteur der „Neuen Berliner Zeitung" am politischen Kampfe zu beteiligen, lehnte er ab, wie er vorher auch eine Stellung am Weimarer Hof nicht angenommen hatte. Dagegen lockte es ihn in jener Zeit, wo viele ihren Beruf und ihre Stellung aufgaben, ein Lehramt am Gymnasium seiner Vaterstadt zu übernehmen; er vertrat ein Jahr den Professor Decke, der in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt worden war, als Gymnasiallehrer am Catharineum in Lübeck. Der Verkehr mit der Jugend hat ihn stets angezogen. In jene Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit dem Primaner Paul Heyse in Berlin; unter Schülergedichten, die ihm zur Kritik unterbreitet wurden, fielen ihm die von Heyse besonders auf; er interessierte sich fortan für ihn, führte ihn in Berlin in die Familie Kugler ein und schloß sich später ihm und dem Kulturhistoriker Riehl in München besonders an. Über seine Stellung zu den Zeitereignissen schreibt er am 11. Mai 1848 an Fräulein von der Malsburg: „Ich habe mir die innere Freiheit wieder erkämpft, die mit Verleugnung aller persönlichen Sympathien, aber auch unbeirrt von dem täglich umsetzenden Winde der öffentlichen Meinung, die Wahrheit sehen will, die Wahrheit um jeden Preis, auch wo sie schmerzlich ist. Erwarten Sie darum nicht, daß ich irgendeiner der jetzt bestehenden Parteien unbedingt Recht geben soll. Es ist auf allen Seiten gesündigt worden, und an die Stelle der gestürzten Lüge ist eine neue ebensogroße getreten. Das ist das Tragische in allen großen Welterschütterungen, daß in ihnen nicht Schwarz gegen Weiß kämpft, sondern daß zwei Rechte, ein altes und ein neues, miteinander in Konflikt geraten, und sich dann gegenseitig ins Unrecht drängen. Auch ist die Hand selten ganz rein, welche den Baum pflanzt, von dem einst spätere Geschlechter Früchte des

Segens brechen sollen. In der Hitze der Leidenschaft, in der Hast und Glut des Kampfes geschieht viel Dunkles, aber Gottes Hand weiß auch die dunkelsten Taten so zu lenken, daß sie zuletzt doch zum Heile führen müssen. Wie oft habe ich in diesen Tagen an Josefs Worte denken müssen: Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Das ist meine Hoffnung. — Fragen Sie mich nun aber speziell um mein politisches Glaubensbekenntnis, so ist es folgendes. Ich halte keine Staatsform an und für sich für gut oder schlimm. Absolutismus, konstitutionelle Monarchie, Republik, jede von diesen Gestaltungen des politischen Lebens kann nach den Umständen die berechtigte sein. Glücklich aber wird ein Volk nur unter der Staatsform, die seiner politischen, seiner sittlichen und religiösen Bildung entspricht. Daß Deutschland das absolut patriarchalische System nicht mehr ertragen kann und will, hat es bewiesen; daß es die Republik noch nicht vertragen könnte, beweist es täglich; es bleibt also nichts übrig, als die entschieden konstitutionelle Monarchie. Möchten das alle tüchtigen Männer im Vaterlande erkennen und von allen Sonderinteressen, von aller früheren Spaltung absehend, sich unter diesem Banner die Hand reichen. Was hinten liegt, was hier wie dort gefehlt wurde, möge vergessen sein — vom Volke, wie von den Fürsten. Es gibt nur eine Sühne für das Geschehene, und die ist, auf den neuen Grundlagen deutscher Freiheit und Volkstümlichkeit mit jungen Kräften einen glorreichen Bau zu begründen."

Es schmerzte ihn tief, daß zu einem solch glorreichen Bau nicht wenigstens der Grundstein gelegt wurde, daß der König von Preußen im Jahre 1849 die ihm angetragene Kaiserwürde nicht annahm, und daß Preußen im Jahre 1850 im Vertrage zu Ölmütz sich selbst so tief erniedrigte. „Klage" (Nr. 38 der Sammlung). In diesen Jahren innerer Aufregungen und Enttäuschungen litt Geibel auch körperlich und mußte zur Stärkung Bäder wie Heringsdorf, Karlsbad und Gastein aufsuchen. In Gastein war er Gast des Fürsten Carolath, der ihn ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte. Auf seinen Gütern in Schlesien verlebte der Dichter eine schöne Zeit. Das bekannteste Gedicht aus dieser Zeit ist „Gudruns Klage" (Ges. Werke III, 87). Mit der Familie Carolath ist er auch während seines späteren Lebens in engster Verbindung geblieben. Sie hat seinem Leben zweimal eine ganz bestimmte Richtung gegeben. Die Verlobung des Fürsten Carolath mit der auch von ihm verehrten Freiin von Fircks ließ bei ihm den lange gehegten Wunsch reifen, in der Liebe einer Frau und im Familienleben, in einem festen Berufe und bestimmten Pflichtenkreis nach einem wechselvollen bewegten Wanderleben sein Glück zu suchen und zu finden. Er verlobte sich im Jahre 1851 mit Amanda Trummer, Tochter eines Lübecker Rechtsanwalts und einer von ihm hochgeschätzten Schauspielerin Karoline Kupfer. In seinen Dichtungen nennt

er sie Ada; er wollte ihr Mann sein, ihn aber aus ihrem Namen herausnehmen. Später hat die Fürstin Carolath durch ein Immediatgesuch an den König von Preußen mit dazu beigetragen, daß der Dichter einen schönen und für alle Teile befriedigenden Lebensabend in seiner Vaterstadt Lübeck finden konnte.

IV. Professur in München und Lebensabend in Lübeck.

Im Jahre 1852 begannen die Verhandlungen mit dem geistvollen König Max II. von Bayern wegen seiner Übersiedlung und Tätigkeit in München. Es lag dem kunstliebenden Könige, einem Schüler Rankes, daran, Kunst und Wissenschaft in seinem Lande und besonders in seiner Hauptstadt und an der Hochschule zu fördern. Hier wirkten bereits Männer wie Sybel, Giesebrecht, Riehl, Liebig, Carriere. So entsprach es durchaus auch den Neigungen des Dichters, an einer solchen Stätte als Professor für Literatur und Ästhetik zu wirken. Im Herbst des Jahres 1852 begann er mit den Vorlesungen an der Universität. Diese nahmen seine Zeit sehr in Anspruch. Dazu kamen noch die Verpflichtungen dem Hofe gegenüber, die Abendgesellschaften beim Könige und die Sitzungen des Maximilianordens, in dem Geibel die Sache der Poesie vertrat. Er gehörte bei diesen Vereinigungen der Männer der Wissenschaft zu den anregendsten, so daß der König oft eine solche Abendgesellschaft absagte, wenn Geibel seiner zunehmenden Kränklichkeit wegen nicht erscheinen konnte. Er hat aber seine Stellung als Freund des Königs niemals benutzt, um sich in politische Dinge zu mischen oder Vorteile für sich oder andere zu erreichen. Entscheidungen des Königs bei der Auswahl von Männern der Kunst und Wissenschaft trafen, soweit sie von Geibel beeinflußt waren, immer die geeigneten, wie sich dies z. B. bei der Berufung des hochbegabten, damals allerdings erst 24jährigen Paul Heyse zeigte. Dieser und Riehl gehörten später zu seinem vertrautesten Verkehr. Von ihnen angeregt, arbeitete er damals an seinem Drama „Brunhild" und dichtete den „Tod des Tiberius" (Ges. Werke III., 98). Die Jahre ungetrübten Glücks in München dauerten nicht lange. Im Jahre 1855 entriß ihm der Tod seine geliebte Ada, mit der er nur drei Jahre in glücklichster Ehe leben durfte, vgl. „Um Mitternacht" (Ges. Werke III., 236). Nach ihrem Tode zog es ihn mehr und mehr nach Lübeck zurück; einen großen Teil des Jahres lebte er fortan wieder in seiner Vaterstadt. Dort ließ er auch seine einzige Tochter erziehen im Hause seiner Schwägerin, Frau Dr. Elise Reuter. Im Winter entfaltete er wieder in München eine vielseitige Tätigkeit. Er stand an der Spitze der sogenannten Münchener Dichterschule, der Heyse, Lingg, Dahn, später Scheffel, Bodenstedt, Schack, Wilbrandt, Hopfen, Wilh. Jensen angehörten.

Auf die Dauer befriedigte ihn aber seine Stellung in München nicht mehr. Das lag einmal an den politischen Verhältnissen, an dem sich herausbildenden Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland, zum anderen an seinem Verhältnis zum Hof. Im Jahre 1864 starb sein hoher Gönner König Max II., und unter seinem Nachfolger machten sich von Anfang an Einflüsse geltend, die ihm sein Wirken verleideten. Zu einem offenen Bruch kam es erst, als der Dichter im Jahre 1868 König Wilhelm in seiner Vaterstadt Lübeck mit Enthusiasmus begrüßte. Das Gedicht auf König Wilhelm gibt dem Gedanken einer Reichseinheit, wie er ihn seit seiner Kindheit Tagen zum Gegenstand seines Dichtens, Hoffens und Sehnens gemacht hatte, in einer Weise Ausdruck, daß sich einige bayrische Zeitungen sehr über die Möglichkeit einer Mediatisierung Bayerns innerhalb des großen Deutschen Einheitsstaates aufregten. Der König verfügte kurzerhand die Entlassung Geibels aus bayrischen Diensten. Auf das Schreiben, das ihm aus dem Zivilkabinett des Königs zuging, antwortet Geibel in einer bemerkenswerten Weise, die seinen lauteren Charakter und seine Stellung als unabhängig für seine Überzeugung kämpfenden Mann und Dichter erkennen läßt:

„Durch ein Schreiben der Verwaltung der Königlichen Kabinettskasse vom 14. Oktober ist mir eröffnet worden, daß der mir bisher aus dieser Kasse bewilligte Ehrenbezug infolge der in meinen Gedichten neuerlich ausgesprochenen Tendenzen durch Allerhöchste Kabinettsordre bis auf weiteres sistiert sei. Da ich nun in diesem Ausflusse des königlichen Willens nur eine entschiedene Verurteilung meiner innersten Gesinnung zu erblicken vermag und somit auf die Aussicht verzichten muß, hier fernerhin in erfreulicher Weise tätig sein zu dürfen, so sehe ich mich in die schmerzliche Notwendigkeit versetzt, auch die letzten äußeren Bande, die mich noch an München knüpfen, sofort zu lösen, und richte daher an Ew. Majestät die ehrfurchtsvolle Bitte, mich meiner nominellen Ehrenprofessur an der Ludwig Maximilians-Universität, sowie meiner Verpflichtungen als Kapitular des Maximiliansordens definitiv entheben zu wollen. Indem ich hierin ganz nach dem Wunsche Ew. Majestät zu handeln meine, sei es mir gestattet, in aller Kürze noch zwei Punkte zu berühren, die nicht unerwähnt zu lassen mir beim Scheiden Bedürfnis ist. Einmal möchte ich darauf hinweisen, daß ich mich zu diesen Grundanschauungen, die mir gegenwärtig das allerhöchste Mißfallen zugezogen haben, nicht erst in jüngster Zeit, sondern von jeher offen und unumwunden bekannt habe. Die Sehnsucht nach einer festen Einigung des deutschen Vaterlandes, das Verlangen nach Kaiser und Reich klingt schon in meinen frühesten Gedichten, auch in jenen, die längst in aller Hände waren, als mir der Ruf nach München zuteil wurde. In diesem Verlangen bin ich mir allzeit treu geblieben, und wenn derselbe seit den Ereignissen des

Jahres 1866 eine bestimmtere Gestalt annehmen mußte, so lag das in den Zeitgeschicken, nicht in mir. Abgesehen jedoch von der Idee einer Wiedervereinigung sämtlicher deutschen Fürsten- und Volksgeschlechter zu einem großen Ganzen unter kaiserlicher Obhut bin ich mir bewußt, niemals einem Gedanken Ausdruck geliehen zu haben, der das vollkommen berechtigte Selbstgefühl des bayrischen Stammes auch nur im mindesten hätte verletzen können. Zum anderen aber drängt mich, auszusprechen, daß ich trotz der notwendig gewordenen Lösung meiner hiesigen Verhältnisse — die ich in Erkenntnis der Sachlage noch vor Jahresfrist in einer milderen Form selbst herbeizuführen gehofft hatte — daß ich in dankbarer Erinnerung an eine reiche und schöne Zeit sorglos künstlerischen Schaffens, die mir durch die freie Huld des hochseligen Königs Max so ehrenvoll gewährt und durch Ew. Mäjestät bis dahin verlängert wurde, unverbrüchlich im Herzen bewahren und mir, wie sich mein ferneres Leben auch gestalten möge, das Gefühl persönlicher Pietät niemals durch den Wogenschlag politischer Parteiung erschüttern lassen werde".

Dies Verfahren der bayrischen Regierung fand nur in ultramontanen und partikularistisch gestimmten Kreisen Süddeutschlands begeisterte Zustimmung. Im allgemeinen erhob sich ein Sturm der Entrüstung, Paul Heyse verzichtete freiwillig auf seinen Ehrensold; ihm und Geibel bot der Großherzog von Sachsen-Weimar sofort die Übersiedlung an den Weimarer Hof an, und König Wilhelm von Preußen bewilligte Geibel nach einer schon vorher getroffenen Entscheidung durch den Kultusminister ein Jahrgehalt von 1000 Talern mit der Aussicht auf eine Universitäts-Professur. Der Dichter zog es aber vor, seinen Lebensabend in seiner Vaterstadt Lübeck zu verleben. Hier wurden ihm nun von den verschiedensten Seiten die mannigfachsten Ehrungen zuteil, die Stadt ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger, die Bürger begrüßten ihn mit einem Fackelzuge. Im darauffolgenden Jahre wurde ihm die große Freude zuteil, daß sein Drama „Sophonisbe" den Schillerpreis erhielt. Die freudigste Genugtuung brachte ihm aber das Jahr 1871 mit seiner durch ruhmvolle Siege angebahnten Einigung der deutschen Stämme, wie sie in der Kaiserproklamation zu Versailles ihren Ausdruck fand. Wie hatte er alle diese Ereignisse in fieberhafter Spannung voller Freude und oft auch voller Sorge verfolgt! Wie jubelte sein Herz, als König Ludwig von Bayern, der ihn nicht lange vorher wegen seines Eintretens für das deutsche Kaisertum entlassen hatte, am 3. Dez. dem König von Preußen die deutsche Kaiserwürde anbot, und sämtliche deutsche Fürsten und freien Städte diesem Vorschlage beitraten. Er selbst beschenkte das deutsche Volk zum Weihnachtsfest 1871 mit den „Heroldsrufen", einer Sammlung echt patriotischer Zeitgedichte. Der König von Preußen dankte ihm in der herzlichsten Weise für die Übersendung dieser Gedichtsammlung: ... „Es

ist das schöne Vorrecht des Dichters, in dem wechselvollen Laufe der Geschichte das, was die Nation als erhabenstes Ziel ihrer Wünsche im Herzen trägt, mit prophetischer Begeisterung zum Ausdruck zu bringen. Was Sie in würdiger und loyaler Übung Ihres Berufes seit drei Jahrzehnten mit gläubiger Zuversicht in jenen Dichtungen verkündet haben, es ist jetzt zur Wahrheit geworden. Das deutsche Reich ist nach ruhmvollem Ringen wiedererstanden und wird im Gefühle stets bereiter Macht der Nation Bürge sein, ihrer geistigen und wirtschaftlichen Wohlfahrt im Frieden ungestört nachstreben zu dürfen. Möge dasselbe Ihrem poetischen Worte Erfüllung gewähren, von treuem deutschen Geist durchdrungen, wahrhaft und fromm zugleich, in Freiheit Zucht und Sitte, blühen und gedeihen immerdar! —"

Nach dieser großen Zeit kam für den Dichter die Zeit der Muße, des Feierabends; er durfte noch ernten, was er gesäet hatte; Liebe und Anerkennung wurde ihm von allen Seiten zuteil, mit Ausnahme der politisch Radikalen, denen er niemals gefallen wollte, und der im modernen Materialismus befangenen zeitgenössischen Poeten. Letzteren gilt das Wort Geibels: „Sie können die Herzen lenken nach Gefallen; wehe ihnen, wenn sie es zum Bösen tun! Je süßer das Gift und je schöner die Form, um so verderblicher, je höher die Gabe und je schlechter angewandt, um so größer wird die Verantwortung sein am Tage des Gerichts." Der Gedanke an Tod und Gericht hatte für ihn nichts Schreckliches; er hatte es bei seinem jahrzehntelangen schmerzhaften Leiden gelernt, sich auf den Tod als Erlöser vorzubereiten. Zwei Todesfälle, die er noch erlebte, waren ihm besonders schmerzlich, der Tod Freiligraths im Jahre 1876; in ihm verlor er, wie er an ihren gemeinsamen Freund, Landrat Heuberger, schrieb, einen teuren zuverlässigen Freund, dem er sich selbst in den Tagen, da ihre Wege am weitesten auseinandergingen, innerlich nie entfremdet fühlte, weil er die Lauterkeit seiner Gesinnung kannte, und im Jahre 1883 der Tod von Cäcilie Wattenbach, der Muse seiner Jugenddichtungen. Ein Jahr darauf, am Palmsonntag, den 6. April tat er den letzten Atemzug.

Übersicht über Geibels Dichtungen.

I. Lyrische Gedichte.

1. Gedichte. Verlag Alexander Duncker. Berlin 1840. Später Klara Kugler gewidmet.
2. Juniuslieder. Verlag Cotta. Stuttgart 1848. Die Gedichte stammen aus einer späteren Periode seines Lebens im Gegensatz zu den ersten, dem Mai des Lebens entsprossenen Liedern.
3. Neue Gedichte. Verlag Cotta — 1856, später der Fürstin Carolath gewidmet, schließen mit dem kurzen Liebesglück seiner Ehe.
4. Gedichte und Gedenkblätter. Verlag Cotta 1864, voll ernster Betrachtungen und wehmütiger Erinnerungen.
5. Spätherbstblätter. Verlag Cotta 1877, nebst einer Auswahl älterer Lieder, zeigen, wie auf seinen Lebensweg allgemach dürre und verwelkte Blätter gefallen waren.

---

6. Zeitstimmen. Verlag Aschenfeldt, Lübeck 1841.
7. Heroldsrufe. Ältere und neuere Zeitgedichte. Verlag Cotta 1871.

} enthalten die politische Dichtung.

II. Dramen.

1. König Roderich. „Eine Tragödie in 5 Aufzügen." Verlag Cotta 1844, schildert den Untergang des spanischen Westgotenreiches durch die Araber.
2. Die Loreley. Dreiaktiger Operntext. 1846, erst 1861 bei Rümpler-Hannover gedruckt, dem Andenken Felix Mendelssohn-Bartholdys gewidmet. Die Komposition blieb nach dem Tode Mendelssohns unvollendet; im Jahre 1864 durch Max Bruch komponiert.
3. Brunhild. „Eine Tragödie aus der Nibelungensage." Verlag Cotta. 1857.
4. Sophonisbe. Tragödie in 5 Aufzügen. Verlag Cotta 1868. Behandelt die Liebe der heldenhaften numidischen Königin zu

dem Feinde ihres Volkes, Szipio. Erhielt 1869 den Schillerpreis.

5. Meister Andrea. Verlag Cotta 1855, ist eine Überarbeitung der 1847 aufgeführten „Seelenwanderung".
6. „Echtes Gold wird klar im Feuer." Ein Sprichwort. Verlag Hildebrand. Schwerin i. M. 1882. Verzicht einer Schauspielerin auf die Liebe eines Prinzen zugunsten der Kunst.
7. Die Jagd von Beziers. Vorspiel einer Albigensertragödie, die leider unvollendet geblieben ist. Sie sollte den Kampf der freieren religiösen Richtungen in Südfrankreich wider die Satzungen der römischen Kirche darstellen.

III. Epen.

1. König Sigurds Brautfahrt. Eine nordische Sage. Berlin 1846.
2. Morgenländischer Mythus. Verlag Hertz. Berlin 1865.

IV. Übersetzungen.

1. Klassische Studien von E. Geibel und E. Curtius. Verlag Weber. Bonn 1840. Übersetzungen aus dem Griechischen.
2. Volkslieder und Romanzen der Spanier. Verlag A. Duncker. Berlin 1843.
3. Spanisches Liederbuch von E. Geibel und Paul Heyse. Verlag Hertz. Berlin 1851.
4. Romanzero der Portugiesen und Spanier. Von Graf A. F. v. Schack und E. Geibel. 1860.
5. Fünf Bücher französischer Lyrik von H. Leuthold und E. Geibel. 1862.
6. Klassisches Liederbuch. Übersetzungen griechischer und römischer Dichtungen. 1875.

Literaturnachweis.

1. Christian Petzet. Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. München. J. F. Lehmanns Verlag 1903.
2. Emanuel Geibels Gesammelte Werke in acht Bänden. III. Auflage Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Nachfolger.
3. Geibels Gedichte. Auswahl für die Schule mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Max Nietzki. II. verbesserte Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger.
4. Emanuel Geibels Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk. Von Lic. Dr. Karl Leimbach. Zweite sehr vermehrte und neubearbeitete Auflage von Max Trippenbach, Pastor zu Pansfelde. Verlag von Julius Zwißler. Wolfenbüttel 1894.
5. Karl Goedeke. Emanuel Geibel, erster Teil. Stuttgart 1869.
6. W. Deeke, Aus meinen Erinnerungen an E. Geibel. Weimar 1885.
7. Albert Duncker, E. Geibels Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie. Berlin 1885.
8. K. Th. Gaedertz. Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten. Berlin 1886.
9. Karl Litzmann. E. Geibel. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern. Berlin 1887.
10. Rudolf Kögel, Emanuel Geibel als religiöser Dichter. Ein Aufsatz in der „Neuen Christoterpe" vom Jahre 1885. Seite 375 ff.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

DATE DUE
